J. Jeremias,

Wissen wir etwas Sicheres über Jesus?


Cres-cat Sci-entia
Vita Exco-latur

Wissen wir etwas Sicheres über Jesus?

Im Zusammenhang des Christusmythenstreites

beantwortet von

Dr. Johannes Jeremias,
Pfarrer in Limbach i. S.

Leipzig.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.
1912.

Meinem geliebten Vater

zum

achtzigsten Geburtstag.

Inhaltsverzeichnis.

Eingesehene Literatur.

Artur Drews, Die Christusmythe. 2 Teile. Jena, Eugen Diederichs, 1909—11.

Niemojewski, Gott-Jesus. München, Huber, 1910.

Alfred Jeremias, Hat Jesus Christus gelebt? Leipzig, Deichert, 1911.

von Broecker, Die Wahrheit über Jesus. Hamburg, Schloeßmann, 1911.

Franz Meffert, Die geschichtliche Existenz Christi. 5. bis 8. Aufl. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Gottlieb Klein, Ist Jesus eine historische Persönlichkeit? Tübingen, Mohr, 1910.

Viktor Kühn, Ist Christus eine geschichtliche Person? Halle, Ev. Bund, 1910.

Hat Jesus gelebt? Berliner Religionsgespräch. Berlin, Kulturpolit. Verlag, 1910.

Jesus lebt! Bericht über die Protestversammlung im Zirkus Busch zu Berlin. Reichsbote, 1910.

Lebt Jesus? Berliner Religionsgespräch. Berlin, Kulturpolit. Verlag, 1911.

Das Christusproblem. Leipz. Neueste Nachr. 1911, Nr. 1.

I. Die Religionsgespräche.

Zur Zeit des Chrysostomus (um vierhundert) haben die Leute auf der Straße sich gegenseitig die Frage vorgelegt: was hältst du von Jesus? Wir erleben es heute wieder, daß die Jesusfrage ins helle Leben des Alltags gerückt ist. Der Jesusname ging durch alle Zeitungen und war auf den Plakatsäulen der großen Städte in fettgedruckten Lettern zu lesen. In einer bekannten freisinnigen Zeitung war am 3. IV. 1910 folgende Annonce zu lesen: „Theater! Idee! Neu! Existiert noch nicht! Kapitalkräftiger Herr, der sich für die Jesusbewegung interessiert, wird gesucht. Direktor von vornehmer Bühne steht ihm zur Verfügung. Offerten unter A. A. 6681 an Haasenstein und Vogler". Solche Entgleisungen sind tief bedauerlich, aber wundern können wir uns nicht darüber. Jesus kannte „cette maudite race" (Ausspruch Friedrich des Großen) und sagte gelegentlich: „Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen, und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: wir haben euch gepfiffen, und ihr wollt nicht tanzen". (Matth. 11, 16 f.) Jedenfalls hat die neueste Jesusbewegung auch ihre gute Seite: sie hat die tiefste Frage des Lebens, die religiöse Frage, in Fluß gebracht und auch Schaaren von Gleichgültigen aufgerüttelt. Sie hat gezeigt, daß der Name, den viele sogenannte Gebildete nicht für salonfähig halten, und der zahllosen getauften Christen kaum noch über die Lippen geht, immer noch der Name über alle Namen ist.

Es soll im Folgenden nicht im einzelnen der von Arthur Drews durch seine beiden Bücher „Christusmythe" heraufbeschworene Streit wissenschaftlich erörtert werden. Drews ist mit seiner kühnen Behauptung, Jesus habe überhaupt nicht existiert, von allen Seiten, die ernstliche Beachtung ver-

dienen, gründlich widerlegt worden. Er hat, Philosoph von Fach, auf die ihm fremden Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte und der biblischen Exegese „kecke Husarenritte“ unternommen, die man, gelinde gesagt, nur als ein verunglücktes Manöver bezeichnen kann, um für seine Idee von der Selbsterlösung des Menschen Raum zu gewinnen. Daß er in den für die Beurteilung der Geschichtlichkeit Jesu einschlagenden Fragen nur ein abgeleitetes Wissen besitzt, kann ihm an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden, wohl aber dies, daß er mit einer geradezu verblüffenden Leichtgläubigkeit seine Gewährsmänner ausgeschlachtet hat, welche die Mär von einem vorchristlichen Jesuskult und von einer Übertragung der Ideen des leidenden und auferstehenden Jahrgottes auf irgend einen Menschen Jesus in die Welt gesetzt haben. Drews hat versucht, im zweiten Teil der Christusmythe den Philologen, Theologen, Historikern, den „Schriftgelehrten“, die ihm Flüchtigkeit und Leichtgläubigkeit vorgeworfen haben, mit Gegengründen zu antworten. Aber man hat in dem weitschichtigen Werk den peinlichen Eindruck, daß er sich in einem neuen Netz von Widersprüchen und Unmöglichkeiten selber einfängt. Seine neue These, daß der neutestamentliche Jesus eine künstliche Komposition sei, die auf Jesaja 53, die Weisheit Salomonis und das Buch Hiob zurückweisen, daß die Jesusverehrung ursprünglich nur eine versteckte Jehovahverehrung einer jüdischen Sekte sei, ist weniger noch als Hypothese, ist ein Einfall, der nicht weit mehr von dem Einsturz entfernt ist, den Drews (Christusmythe II, S. 246) merkwürdiger Weise selbst voraussieht, wenn er in einem intervallum dilucidum sagt: „Es ist möglich, daß die Christusmythe mit ihrer Auflösung der evangelischen Geschichte in Mythen im Unrecht ist“.

Drews hat sich nicht entwaffnen lassen. Da er bei wissenschaftlichen Theologen und Historikern wenig oder kein Gehör fand, ist er unter die „Laien“ gegangen, natürlich unter die gebildeten Laien, denn seine „Religion als Selbstbewußtsein Gottes“, für die er Anhänger und Freunde gewinnen will, ist alles andre, als leichtverständlich und volkstümlich.

Die von Drews angeregten Berliner Religionsgespräche, die vor einem Jahre stattfanden, sind von allgemeinem hohen Interesse. Sie zeigen uns unverhüllt und deutlich, was heute der Gebildete über Jesus denkt, wenn er mit der kirchlichen Verkündigung des Evangeliums gebrochen hat, was für ein Bild er sich von der größten geistigen Bewegung der Menschheit, vom Christentum als Idee und Tat, noch entwerfen kann, wenn er dessen Gemeinschaftsformen für überlebt oder veraltet hält. Das erste Religionsgespräch wurde für den 31. I. und 1. II. 1910 von der Berliner Ortsgruppe des deutschen Monistenbundes nach dem Zoologischen Garten in Berlin einberufen, den nach einer gelegentlichen Bemerkung des Oberhofpredigers Dryander (Paulus, S. 82) an einem gut besuchten Tage 60000, d. h. soviel Menschen besuchen, als etwa Leute in Berlin sonntäglich zur Kirche gehen. Die Versammlung berief sich für den Freimut, mit dem die Jesusfrage behandelt werden sollte, auf Luther und Goethe, freilich in einseitiger Weise. Wenn Goethe einmal temperamentvoll und etwas schnoddrig gesagt hat, daß „die Apostel und die Heiligen auch nicht bessere Kerls, wie Klopstock, Lessing und vor andern Hundsfötter gewesen sind“, so werden wir in diesem Worte den Goethe nicht wiedererkennen, welcher die Religion der Ehrfurcht feierlich verkündigt hat. Und es ist höchst einseitig, immer wieder den Luther, der die Bannbulle verbrannt hat, für Fortschritt, Aufklärung und andre Philisterschlagwörter zu reklamieren, als ob er nicht vor allem durch besonnenes Zurückgehen auf die alten Quellen Jesus und Paulus gegenüber Roms Macht und List, aber auch gegenüber den Schwarmgeistern, die ihre Vernunft auf den Thron setzen wollten, den der Berliner Versammlung anempfohlenen „Geist der Redlichkeit und des Fortschritts“ bewiesen hätte.

Drews stellt die Behauptung voran, daß die Beweise für die Existenz eines historischen Jesus nicht ausreichend seien. Jesus selbst sei „eine zweifelhafte, ungreifbare, abgeblaßte Gestalt“. Professor von Soden wies richtig darauf hin, daß eine Versammlung von Monisten der Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu gegenüber nicht unvoreingenommen gegen-

über stehe. Jesus sei für die von ihnen vertretene Weltanschauung ein „Stein im Wege“. Erstaunlich war es, aus dem Munde desselben Mannes, welcher die Geschichtlichkeit Jesu so gewandt verteidigte, doch schließlich zu hören, daß durch einen unanfechtbaren Beweis der Ungeschichtlichkeit, falls er erbracht werden sollte, dem Christentum wohl eine starke Stütze entzogen, aber nicht irgendwie sein Recht streitig gemacht werden könnte. Pastor Hollmann wies auf die schwerwiegende Tatsache hin, daß der leidende und sterbende Messias, den nach neueren Behauptungen Paulus auf den Menschen Jesus übertragen haben soll, zur Zeit Jesu „eine schlechthin unbekannte Figur“ gewesen ist. Drews griff noch einmal selbst in die Debatte ein und stellte der Versammlung als neuen Nothelfer für seinen lückenhaften Indizienbeweis, daß Jesus überhaupt nicht gelebt habe, den mit anwesenden Polen Niemojewski vor, der in seinem pomphaft von der Presse angekündigten Werke „Gott-Jesus“ nach dem Vorgang der Franzosen Dupuis und Volney, den Beweis erbringen will, daß das ganze Leben Jesu ein Astralmythos sei, eine Dichtung von Sonne und Mond. An Stelle der wüsten Mythenforschung, die bei Parthern, Medern und Elamitern und an den Enden von Libyen Anleihen macht, um die biblische Überlieferung in eine Mosaikarbeit der vorderasiatischen Religionen aufzulösen, tritt in dem Werke von Niemojewski der durch seine Einfachheit bestechende Grundsatz des altorientalischen Wissens, daß alles irdische Geschehen eine Spiegelung des himmlischen Geschehens, von Kosmos und Kreislauf ist. So werden Bethlehem und Golgatha, insbesondere die via dolorosa mit einer verblüffenden Sicherheit vom Tierkreis und vom Fixsternhimmel überhaupt abgelesen. Niemojewski hat seine wissenschaftlichen Gewährsmänner total mißverstanden. Die Denk- und Darstellungsformen des alten Orient, die auch auf die Bibel einen nachweisbaren Einfluß haben, wie wir weiter unten zeigen werden, sind in der Tat astral und folgen der Grundformel der altorientalischen Wissenschaft: Weltbild = Himmelsbild. Aber diese Stilformen sind doch nur „die Scheiden, darin

dies Messer des Geistes steckt“. Mit der Erkenntnis der Formen altorientalischen Denkens, die übrigens bei Niemojewski mit einem geradezu trostlosen Tohuwabohu willkürlicher Phantasien und exegetischer Mißverständnisse einhergeht, ist doch noch nicht die Geschichte und der Inhalt des Lebens Jesu wegdisputiert. Der gestirnte Himmel ist ebenso wenig das Urbild zu dem „wahrhaftigen Licht, welches alle Menschen erleuchtet“, wie der babylonische Sonnenheld Gilgamos, den Peter Paul Jensen in so verfehlter Weise als Gelehrter und Wanderprophet der Welt als das Prototyp des geschichtlichen Jesus angeboten hat. — Sehr richtig und ernüchternd betonte der freisinnige Berliner Prediger Fischer, daß man wohl der Idee, der Vorstellung einen bestimmenden Einfluß auf die Geschichte einräumen könne, daß aber das Christentum, d. h. nach seiner Aussprache „das Vernunftchristentum der konkreten evangelischen Ideen“ (eine sehr schlechte Formulierung) ohne Geschichte gar nicht denkbar sei. Das Christentum als lebengestaltende und weltbestimmende geistige Macht verlange einen persönlichen Urheber, und dieser sei ihm Jesus, der „Prophet im Dienst des Reiches Gottes“. Lipsius-Bremen gab dies zu, betonte aber, daß unser heutiges Christentum mit dem historischen Jesus nichts mehr zu tun habe. „Wir harren nicht mehr der Wiederkunft des Herrn, sondern schaffen mit eigner Kraft eine neue Erde“. „Er ist zu einem Schatten der Unterwelt geworden“.

In scharfem und wohltuendem Gegensatz zu diesem trostlosen Bekenntnis erwiderte Pastor Francke-Berlin: „Wo ist einer, der uns innerlich näher stünde? Wir können diesen Rabbi aus Nazareth noch sehr gebrauchen, und er hat unsrer Zeit und unserm Geschlecht noch Tausendfältiges zu sagen“. Der bekannte Mitarbeiter der Vossischen Zeitung, der mit einem leisen Heineschen Akzent spricht, den er auch an jenem ernsten Abend nicht vermeiden konnte, sprach das dunkle Wort: „Neue Pfade müssen gefunden werden, wie wir angesichts des Buddhismus es seit langem empfinden“. Er hielt sich darüber auf, daß „christliche Prediger ein ganzes Jahr lang über die Bibel der Juden“ predigen können. Das größte

Rätsel gab er am Schlusse der Versammlung auf, wenn er mit großer Emphase verkündigte: „Unser eignes religiöses Leben soll uns ein Christusbild bescheren von eigner Prägung“. Ich möchte wissen, wie das Christusbild aussehen würde, das mit dem Stempel unsres in religiösen Dingen so zerfahrenen Zeitalters versehen werden soll. Die größte Überraschung kam am Ende. Der Sozialdemokrat Maurenbrecher behauptete, der „Mythus und seine Illusion hat für die Entwickelung der sittlichen Kraft in der Menschheit unendliches bedeutet“. Mit dieser Behauptung ist Maurenbrecher wie Romulus über die Mauern weggesprungen: aber eine neue Stadt hat er damit nicht gegründet, trotz des tosenden Beifalls, den er nach Hause trug. Ein Märchen kann nützen und ergötzen, aber wie soll ein Mythos mit seiner Illusion der Menschheit Kraft und Saft geben? Wenn ich einem, der das Bein gebrochen hat, erzähle und zehnmal versichere, daß das Märchen vom Hasen und Swinegel im Grunde der Wettlauf von Sonne und Mond ist, so wird er auf sein schmerzendes Bein zeigen, laufen lernt er durch diesen Mythos noch lange nicht. Es ist eine aus der Luft gegriffene Behauptung in dem Maurenbrecherschen Jesustendenzroman „Von Nazareth nach Golgatha“, daß die Jünger sich durch den Mythos vom leidenden Menschensohn darauf besonnen hätten, daß Jesus trotz seiner Niederlage am Kreuze lebe und leben müsse.

Drews sagte in seinem zusammenfassenden Schlußworte: „Ein bloß historischer Jesus, der vor 1900 Jahren gelebt haben soll, kann nicht der Grund unsres heutigen religiösen Glaubens sein“. Diese Feststellung begrüßen wir mit Freude. Die Versammlung hat sich mit ihrem geistigen Haupt unbewußt zu der Überzeugung bekennen müssen, daß nicht der Jesus, dessen Lebensbild an dem dünnen Faden der zeitgeschichtlichen Bezeugung hängt, sondern der Jesus des Glaubens, Jesus der Christ, das unerschütterliche Fundament der Kirche ist, und in der Kirche aller derer, die ihm persönlich nahe stehen. Gewiß läßt es sich heute ganz bequem außerhalb der Kirchenmauern leben, und Millionen Gebildete tun es — aber die Mehrheit jener vielleicht geistig illustren Ver-

sammlung, denen Drews mit dem Wort in nächtlicher Stunde heimleuchtete „Ringen Sie ohne Unterlaß“, wird auch in Zukunft den Lebendigen vergeblich bei den Toten suchen.

Ich will durchaus nicht sagen, daß das erste Berliner Religionsgespräch, ein Zeitdokument ersten Ranges, ergebnislos verlaufen ist. Viele werden den Stachel mitgenommen haben, wider den sie nicht löken können: Und wenn er doch lebte? Was müßtest du über dein eignes Innenleben für ein Urteil fällen?

Es war selbstverständlich, daß das Gewissen der christlich gesinnten Bevölkerung gegen die Monistenversammlung reagieren mußte. Am 20. II. 1910 wurde von der „Positiv-christlichen Vereinigung“ nach dem Zirkus Busch eine von 7000 Menschen besuchte Gegenversammlung einberufen. Da die Riesenhalle die Massen nicht aufnehmen konnte, wurde im Dom eine zweite Versammlung abgehalten. Die auf dem Domplatz des Eintritts harrende Menge sang, von dem gewaltigen Ernst der Stunde hingerissen: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart“. Als ein Polizeileutnant draußen das Halten von Reden verbot, sagte Pastor Le Soeur, die Menge beschwichtigend: „Wir wollen keine leeren Demonstrationen machen, unser ganzes Leben soll vielmehr eine Demonstration für den lebendigen Jesus sein“. Ein erhabener Moment der Zeitgeschichte: während gelehrte Herren und Professoren die Sonne wegdisputieren, kommen Tausende zu Hauf, um aus einem Mund und bewegten Herzens zu bezeugen: die Sonne ist da! Sie vertreibt durch ihre Macht unsre Nacht. Christian Scriver sagt einmal: „Es wäre närrisch genug, wenn man ließe ein Schiff mit vollen Segeln dahinfahren, die Mühlen gehen, die belaubten Bäume rauschen, die Wasser ihre Wellen wälzen, und spräche: es ist kein Wind“. Es war sach- und zeitgemäß, daß man in den durch persönliche Wärme und kraftvolle Entschiedenheit ausgezeichneten Ansprachen die Taten Jesu in unsern Tagen in den Vordergrund stellte, und gegenüber den leisen Stimmen der Profangeschichte die volle Glaubwürdigkeit der apostolischen Zeugnisse scharf beleuchtete. Es war durchgängig

der glutwarme Ton der durch Lebenserfahrung gewonnenen Gewißheit, der den Reden bedeutenden Wert verlieh.

Drews sagte sich wohl selbst, daß sein Zweifel an der Geschichtlichkeit Jesu ein Schlag ins Wasser gewesen sei. Er hatte für seine kühne Antithese keine Bundesgenossen. Mit den liberalen Theologen hatte er es verdorben, indem er ihnen nachgewiesen hatte, daß der Jesus der gesicherten Ergebnisse einer kritisch sichtenden Wissenschaft ein Gedankenerzeugnis sei, und daß die Sichtung folgerichtig in einem völligen Agnostizismus, d. h. auf deutsch: bei der Null anlangen müsse. So nimmt er auch in der Vorrede zum zweiten Teil der Christusmythe von den Theologen mit den bewegten Worten Abschied: Und wenn die Welt voll T—heologen wär' und wollt' uns gar verschlingen! Die Historiker hatten ihm auch nicht zugestimmt, und die Philologen hatten an seinen sprachlichen Analogieen keinen guten Faden gelassen. Aber die geschichtliche Frage ist für den Philosophen Drews nur eine vorläufige und einleitende. Sein weitschauendes Ziel ist, die freidenkenden und entkirchlichten Massen, die doch auch eine Seele haben, für die in den Bahnen Eduard von Hartmanns wandelnde Selbsterlösungsreligion zu gewinnen. Demgemäß wandelte er kluger- und opportunerweise die geschichtliche Frage „Hat Jesus gelebt?“ stillschweigend in eine religiöse um: „Lebt Jesus?“

Am 12. III. 1910 veranstaltete die Kulturpolitische Vereinigung in Berlin ein zweites Religionsgespräch mit dem Thema: „Lebt Jesus?“ Die Reden waren zum Teil Kabinetsstücke moderner, in allen Farben schillernder Beredsamkeit. Sie legten im Ganzen ein geradezu erschütterndes Zeugnis von den religiösen Bedürfnissen derer ab, die am Glauben Schiffbruch gelitten haben, aber auch von der Tatsache, daß die Bedürfnisse allein keinen Hunger stillen und keinen Durst löschen können. Ich sah ihn im Geist auf jener Arena ringender, suchender, fragender Geister stehen, mit der wehmutsvollen Frage auf den Lippen: „So lange bin ich bei euch und du kennst mich nicht?“ (Joh. 14, 9). Einer der Redner suchte in übrigens warmer und besonnener Weise den

Kirchenglauben in der Hegelschen Philosophie zu verankern. Er nannte Jesus „die menschgewordene Persönlichkeit des göttlichen Geistes“. Nach ihm kam ein Vertreter des ödesten Unglaubens zu Worte. Er wies den kirchlichen Christus zurück wegen seiner angeblichen Wunder, den Jesus der liberalen Forschung, weil er eine unbestimmbare und in sich widerspruchsvolle Größe sei; aber auch den sogenannten idealen Christus, weil Ideen keine Lebenskräfte schaffen. Er zog sich auf seine „solide Armut“ zurück und erklärte: „Man kann ohne Christentum auch leben“. (Ich nenne in diesem Zusammenhang mit Absicht keine Namen, weil religiöse Bekenntnisse etwas diskretes haben). — Daß man ohne Christentum auch leben kann, haben gewisse Zeitungen schon vor einem Menschenalter nach Einführung des Zivilstandsgesetzes feierlich verkündigt, daß man aber alle Tage, ich möchte sagen jede Sekunde sein Brot ißt und ihn trotzdem verwirft, müßte man denknotwendig zugeben. Wir können den Christusleugnern unsrer Tage, soweit sie konfirmierte Christen sind, den Vorwurf des Undankes, der mangelnden Pietät, des schnellfertigen Vorurteils nicht ersparen. Wer die Wohltaten Christi auch nur auf der äußersten Peripherie des Lebens erkannt hat, wird sich hüten, sich ganz und für immer von ihm loszusagen. — Ein andrer erklärte auf Grund seiner Forschungen und Erfahrungen, daß Jesus Geheimnis, Rätsel, Problem bleibe, und daß die verschiedenen religiösen Richtungen sich gegenseitig achten und dulden sollten. Diese Toleranz erweiterte ein folgender Redner dahin, daß alles nur Symbol sei, und daß man getrost alles Edle in der Welt mit der Etikette „christlich“ versehen könne. „Wir müssen den geistigen Christus realisieren“. Der Kathedersozialist erklärt es für das Ziel des modernen Menschen, im Strudel des Weltgeschehens die Wirklichkeit an ihren vier Zipfeln zu erfassen, im übrigen dafür Sorge zu tragen, daß der Zukunftsacker gehörig gedüngt werde. „Die Kinder müssen wir von dem christlichen Religionsunterricht freibekommen“. Zum Schluß erklärte Arthur Drews, seine Selbsterlösungslehre sei keine Münchhauseniade. Selbstverständlich könne das Ich nicht sich

am eigenen Schopf aus dem Sumpf herausziehen. Der Weisheit letzter Schluß lautet: „Das Ich wird durch das wahre Selbst erlöst". Das hat Goethe im Westöstlichen Diwan, also der gereifte Goethe, schöner ausgedrückt: „Wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach". Und Goethe hat diese Wahrheit von Paulus. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir". Drews würde erwidern: Da hast du es ja: der ideale Christus! Wir antworten: Christus könnte nicht in mir geboren werden, wenn ich nicht einen Jesus hätte, der mich tatsächlich erlöst hat. Drews erkühnte sich, zu sagen: „Jesus ist tot, wenn auch der Philister erbleichend stammelt: Jesus lebt". Er mag diese Worte in der Erregung über seine Gegner gesprochen haben, die ihn nicht immer glimpflich behandelten. Psychologisch merkwürdig bleibt es, wie er im Blick auf die dürre Ernte des denkwürdigen Konvents den Mut fand, zu sagen: „Der Morgen einer neuen religiösen Zukunft bricht an". Nur als eine augenblickliche Entgleisung aber kann ich es bezeichnen, wenn er nach dem Stenogramm der Rede am Schlusse sagte, daß „der Standpunkt der absoluten Wurschtigkeit vielleicht der ideale Standpunkt der Zukunft" sei. Ich nehme zu Gunsten von Drews an, daß das ebensowenig ein Weltanschauungssatz hat sein sollen, wie das Goethesche Studentenlied: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt".

II. Sichere Zeugnisse.

Auf dem Wege nach den Quellen des Jordan fragt Jesus seine Jünger: wer sagen die Leute, daß ich sei? Das schwankende und vielspaltige Urteil der Menschen von damals ist ein getreues Bild der Unsicherheit, die heute noch über die Person Jesu besteht. Merkwürdigerweise haben damals die Dämonischen, die Besessenen, die Kranken, die unter dem überwältigenden Eindruck seiner Größe standen, zuerst das

Bekenntnis abgelegt, daß er alle Erwartungen Israels erfülle, daß er der Sohn Davids, der Heilige Gottes, der von Gott gesandte Messias sei. Sie hatten sozusagen eine okkulte Fühlungnahme mit dem Erlöser, weil sie seine Kraft an Leib und Seele gespürt hatten. Aber die klare Erkenntnis, wer Jesus sei, hat sich bald und zusehends Bahn gebrochen. Und in der Überzeugung von der messianischen Würde Jesu hat sich die christliche Gemeinde schon in dem Zeitalter, in welchem die vier großen Paulusbriefe und drei der Evangelien entstanden sind, einmütig zusammengefunden. Die Entstehung dieses Messiasglaubens wäre wohl unmöglich gewesen, wenn nicht Jesus den Zeugen seines Lebens gegenüber, obenan den zwei vertrauten Jüngern, welche nach Gal. 2, 9 mit Jakobus, dem Bruder Jesu, für „Säulen" angesehen wurden, sich selbst als Messias bekannt hätte. Zwar hat Wrede in seinem scharfsinnigen Werke „das Messiasgeheimnis in den Evangelien" den Beweis erbringen wollen, daß Jesus sich wahrscheinlich gar nicht für den Messias gehalten habe, weil durch die Evangelien, besonders in der Überlieferung des Markus, die auffällige Tendenz hindurchschimmere, derzufolge Jesus die Messiaswürde geheim gehalten habe. Aber das Verbot, das Jesus ergehen läßt, es öffentlich zu sagen, daß er der Messias sei (Mark. 8, 30), erklärt sich einleuchtend und einfach aus seinem Bemühen, die überschäumenden und falsch äußerlichen Messiashoffnungen des Volkes von sich fernzuhalten. In dem von ihm selbst absichtlich vorbereiteten messianischen Einzug in Jerusalem auf seiner letzten Festreise hat er klar und unverhüllt offenbart, in welchem Sinn er der heiß ersehnte Retter seines Volkes sein wollte, sanftmütig, ein Gerechter und ein Helfer.

Es steht jedenfalls fest, daß Jesus nicht an die Messiaserwartungen seines Volkes sich angelehnt hat. Er hat in einer für seine Zeit neuen und unerhörten Weise den leidenden Knecht Gottes, dessen Bild Jes. Kap. 53 so ergreifend gezeichnet wird, mit dem Messiasbild verknüpft, Der ‘ebed jahwe ist sicher von Jesus auf den Erretter gedeutet worden. Nach dem vierten Evangelium scheint es fast, als ob Johannes

der Täufer schon diese Verbindung zwischen dem Knecht und dem Messias hergestellt habe: so wenigstens lassen sich die Bezeichnungen „Lamm Gottes“ und „Auserwählter“ (Joh. 1, 34, so lesen alte Handschriften) am einfachsten erklären. Aber der synoptische Johannes ist noch ganz in dem apokalyptischen Vorstellungskreise des zukünftigen Richters befangen, den wir aus zwei Büchern kennen, welche der christlichen Ära unmittelbar nahe stehen, aus dem äthiopischen Henochbuch und den salomonischen Psalmen mit ihren glühenden, hochgespannten Messiaserwartungen.

Wichtig ist die Tatsache, daß die Idee des leidenden Messias dem Zeitalter Jesu neu und fremd war. Die Unterscheidung eines siegreichen und eines durch Niederlage und Tod hindurchgehenden Erretters, eines ben Dawid und eines ben Joseph, gehört nachweislich einer späteren Epoche der jüdischen Synagogaltheologie an.

Jesus wollte König und Knecht sein: das war die schöpferische Synthese seines Geistes. Neu war aber auch dies, daß er die dem ganzen Orient geläufige Vorstellung, derzufolge der König sich als Sohn Gottes weiß (vgl. Psalm 2, 7), auf das einzigartige persönlich-geistige Verhältnis bezogen hat, in dem er zu Gott gestanden hat. Wenn es immer noch üblich ist, das vierte Evangelium für das Selbstzeugnis Jesu als Quelle auszuscheiden, so kann man doch nicht an den gewaltigen Worten vorüber, die bei Matthäus in einer Reihe zweifellos echter Herrenworte sich finden: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater; und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ (Matth. 11, 27 f.)

Erst gegen Ende seiner Wirksamkeit hat Jesus an die Jünger die Frage gerichtet: Wer saget denn ihr, daß ich sei? Petrus hat die Antwort gegeben, nicht plötzlich, sondern tief erwogen, aus der gereiften Erkenntnis stammend, die er und seine Brüder in der Nachfolge ihres Meisters gewonnen hatten. Die Antwort lautet bei Markus (8, 29): Du bist Christus, bei Lukas (9, 20): Du bist der Christus Gottes, bei Matthäus (16, 16): Du bist Christus, der Sohn des lebendigen

Gottes. Johannes läßt Petrus (6, 69) sagen: Du bist der Heilige Gottes. Auch dieser Name ist messianisch zu verstehen, wie durch Mark. 1, 24 und Ap.-Gesch. 4, 27 bestätigt wird. Die Jünger haben den Eindruck und die Überzeugung gewonnen, daß Jesus der von den Propheten verheißene Messias sei, der Retter seines Volkes, der die Königsherrschaft Gottes aufrichten wird. Dieses genuine Zeugnis der Jünger kann durch keine Kritik umgestoßen werden.

Von gleichem Gewicht ist das Selbstzeugnis Jesu, das er in dem gegen ihn eingeleiteten Gerichtsverfahren an Eidesstatt abgelegt hat. Markus wird uns die Frage des Kaiphas in der authentischen Form überliefert haben. Der Hohepriester fragt ihn: „Bist du der Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ (Mark. 14, 61). Die Antwort lautet: „du sagst es“ nach Matth., „ich bin es“ nach Mark., „ihr sagets, denn ich bins“ bei Lukas (vgl. Matth. 26, 64, Mark. 14, 62; Luk. 22, 70). Die aramäische Antwort, die Jesus gegeben hat, wird mutmaßlich den Gottesnamen enthalten haben, und zwar in der Form, in welcher der „verborgene Name“, die schem hammephorasch, enthalten war. Diese Form ist: Ani we Hu, Ich und Er, vielleicht ist sie in dem Joh. 10, 30 überlieferten Selbstzeugnis Jesu enthalten. Kaiphas bezeichnet Jesus als Gotteslästerer, ein Gottesläster wird aber nach Mischnah Sanhedrin VII, 5 „dann schuldig, wenn er den verborgenen Gottesnamen ausspricht.“ Die jüdische Schmähschrift über das Leben Jesu, von der weiter unten die Rede sein wird, leitet alle Wunder und Kräfte Jesu davon ab, daß er im Allerheiligsten des Tempels das nomen ineffabile, den verborgenen Gottesnamen sich angeeignet hat. Die mir recht einleuchtende Vermutung, daß Jesus vor dem Sanhedrin die schem hammephorasch ausgesprochen hat, ist von dem Stockholmer Rabbiner Klein in seiner anregenden Schrift „Ist Jesus eine historische Persönlichkeit?“ ausführlich erörtert worden.

Aus dem großen Bekenntnis des Petrus und aus der Bezeugung Jesu vor Gericht kann mit wissenschaftlicher Sicherheit erwiesen werden, daß Jesus bereits vor der Auferstehung den Jüngern als der Messias in volkstümlichem

Sinne gilt, und daß er sich in einem einzigartigen Verhältnis zu Gott wußte, das er auf ausdrückliches Befragen in dem Prädikat Gottesohn ausgeprägt hat.

Jesus hat nach der Überlieferung aller vier Evangelien die Selbstbezeichnung „Menschensohn“ gebraucht, besonders häufig, wenn er von seiner Arbeit oder seinem Schicksal unter den Menschen redete. Weder Dan. 7, 13, wo der Menschensohn im eschatologischen Sinn dargestellt wird als der in den Wolken des Himmels zum Gericht Kommende, noch der ben adam, der Menschensohn im Gedankenkreis des achten Psalms, kann in erschöpfender und umfassender Weise diesen Lieblingsausdruck Jesu erklären. Daß den Zeitgenossen der Ausdruck durchaus nicht geläufig war, darf man aus den widersprechenden Antworten schließen, welche die Leute auf die Frage, wer des Menschen Sohn sei, gegeben haben (vgl. Matth. 16, 13). Wohl formulieren Markus und Lukas die Frage anders: „Wer sagen die Leute, daß Ich sei“, aber vielleicht hat doch Matthäus die ursprünglichere Fassung bewahrt, insofern als Jesus an dieser markanten Stelle keine rein persönliche, sondern eine sozusagen berufliche Frage stellt. Und auch Joh. 12, 34 fragt das Volk: „wer ist dieser Menschensohn?“

Nachweislich ist das aramäische Barnascha „Sohn des Menschen“ gleichbedeutend mit „Mensch“. Jesus hat sich den „Menschen“ genannt, und zwar sehr oft in einem Zusammenhang, welcher die überlieferte messianische Deutung ausschließt. Er hat sich als den Menschen gewußt, der für die Menschen eine einzigartige Bedeutung hat. Er ist der neue Mensch, der für das Menschengeschlecht einen neuen Äon einleitet. Die Bezeichnung hat eine das ganze Menschengeschlecht umfassende, also bewußt über das nationalbeschränkte Messiasbild hinausgehende Bedeutung. Daß Jesus in seinen letzten Reden nach dem großen Bekenntnis des Petrus den Ausdruck in dem eschatologischen Sinn von Dan. 7, 13 gebraucht hat, widerspricht nicht unserer Auffassung: Denn der Apokolyptiker Daniel hat für den zukünftigen König das Wort Menschensohn in einer Zeit geprägt, in der Davids

Thron gänzlich und hoffnungslos zerfallen war, also auch in einem völklich nicht begrenzten Sinne.

Wenn Jesus sich als den Menschen wußte, mit welchem für die Menschheit ein neuer Äon einsetzt, so werden wir es begreiflich finden, daß in den Berichten über sein Leben sich viele Anklänge an das Buch der Schöpfung, an die Genesis, besonders an die Paradiesgeschichte finden. Ich werde diese Zusammenhänge an andrer Stelle weiter verfolgen und möchte nur vorläufig darauf hinweisen, daß das erste Wort des Markusevangeliums, archē, im Zusammenhang mit dem ersten Wort der Schöpfungsgeschichte, bereschît, steht, wenn auch in anderer, weniger spekulativen Weise, wie im Johannesprolog „Im Anfang war das Wort". Johannes war in der „Wüste", wie sie Jes. 51, 3 geschildert wird: „Der Herr tröstet Zion, er tröstet alle ihre Wüsten und machet ihre Wüsten wie Eden und ihr dürres Land wie den Garten des Herrn." Er sagt: Tut Buße, wörtlich: denkt um! Eine neue Welt beginnt. Jesus steigt aus dem Jordan, da „schwebt der Geist auf ihn, wie eine Taube", wie in der Schöpfung der Gottesgeist über den Wassern schwebte (merachepheth eig. „brütete"). Der Geist treibt ihn in die Wüste, wo er wie Adam im Garten Eden (1. Mose, 2, 19) mit den Tieren zusammen ist und vom Satan versucht wird. Auch die Engel, die ihm dienen (Mark. 1, 13) gehören zur Paradiesgeschichte, wie die Cherubim, die vor Eden lagern. Johannes stellt an seinem Leibe in ein Tierfell gehüllt den Urstand dar (vgl. 1. Mose 3, 21). Er vergleicht die Pharisäer mit Schlangen (Matth. 3, 7) und erinnert an den Todesbaum (Matth. 3, 10). Er tauft mit Wasser, weil er noch im alten Äon steht, der dem Wasserbereich des Sonnenlaufes (Aquarius, pisces, Winterregion) entspricht: der Zukünftige wird mit „Feuer" taufen, das die Höhe des Kreislaufs bezeichnet (Sommersonnenwende; Luk. 3, 16). Der Menschensohn bringt die neue Zeit (Matth. 12, 32). Auch in dem vorchristlichen Buch Henoch, (Kap. 71), das für die Ausgestaltung der kosmischen Menschensohnidee von höchster Wichtigkeit ist, ist die Wohnung des Menschensohnes im Feuer, und er ist der Bringer des neuen Äon ('olâm habbâh).

Jesus hat die Vorstellung des Menschensohnes übernommen und auf seine Person angewandt. Es ist aber nach dem Gesagten mir höchst unwahrscheinlich, daß dies eine bloße Übernahme der Motivenreihe in sich schließt, die mit dem Menschensohn der spätjüdischen apokalyptischen Errettervorstellung verbunden waren. Gewiß weiß er sich als den „Auserwählten", der durch die Wehen der letzten Zeit hindurch Sieg, Licht und Heil bringt, dem Gott das Gericht über die Menschen übertragen hat, aber daneben finden sich auch wieder die schlichten Züge der hilfreichen Berufsarbeit, die ihm, dem einzigen Menschen, übertragen worden ist. Diese schlichten Züge wird man in dem bizarren Wundergarten der Henochmessiologie vergeblich suchen. Ein ganz neues Attribut der Menschensohnvorstellung ist vor allem die Voraussage, daß der „Menschensohn viel leiden muß und verworfen werden von Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden". (Mk. 8, 31). Wir können also abschließend sagen, daß Jesus in freier, selbstgewählter und schöpferischer Weise den überkommenen Gedanken vom Menschensohn mit seinem ureignen Lebenswerk verbunden hat.

Es lebte im Volke zur Zeit Jesu eine intentive und hochgespannte messianische Erwartung, wie sie besonders in dem 17. der kurz vor seiner Geburt gedichteten Salomonischen Psalmen zum Ausdruck kommt. „Er ist rein von Sünde, daß er herrschen kann über ein großes Volk, in Zucht halten die Obersten, und wegschaffen die Sünder mit mächtigem Wort. Auch wird er nie in seinem Leben straucheln gegen seinen Gott, denn Gott hat ihn stark gemacht an heiligem Geist und weise an verständigem Rat mit Tatkraft und Gerechtigkeit . . . Seine Hoffnung steht auf den Herrn: wer vermag da etwas gegen ihn? Mächtig von Tat und stark in der Furcht Gottes hütet er des Herrn Herde treu und recht". Aber die Erfüllung hat die vorgestellte Wirklichkeit noch überboten: denn er war der König und der Knecht, der Herrschende und der Dienende, der Sünden vergibt in göttlicher Vollmacht und sich selbst hingibt zu einer Erlösung für viele. Diese Wirklichkeit übertraf so sehr das Maß aller messiani-

schen Erwartung, daß nicht einmal seine vertrauten Jünger das Geheimnis des Menschensohnes verstanden haben, sondern vor einem dunklen und unentwirrbaren Rätsel standen.

Von größter Wichtigkeit ist die Tatsache, daß die Idee des Menschensohnes sich nicht nur auf jüdischem Boden, sondern auch in der altorientalischen Lehre findet. Der Sohn des Menschen ist in dem Kreislauf der wiederkehrenden Zeitalter der Mensch, mit dem eine neue Schöpfung beginnt. In der altbabylonischen Spekulation heißt Ea, der Gott der Wassertiefe, ilu amêln der Gott „Mensch", sein Sohn ist Adapa, der himmlische Mensch, der in Eridu, dem babylonischen Paradiese wohnt, oder Marduk, der Erretter, der als der „Barmherzige, der die Toten erweckt", vom Himmel her die Menschen besucht. Es wäre phantastisch, wenn wir behaupten wollten, daß Jesus diese religiösen Darstellungen der Babylonier gekannt hat. Aber sicher hat er in der Sprache der Erlösererwartung sagen wollen: „Ich bin der zweite Adam, der neue Mensch, der den neuen und vollkommenen Zustand der Dinge bringt."

Der Exeget des „Menschensohnes" ist Paulus in der berühmten Gegenüberstellung von Adam und Christus, Röm. 5, 12—21. Adam wird ein „Typus des Zukünftigen" genannt. Jesus der „Eine Mensch", d. i. Barnascha, der Mensch in einzigartigem Sinn. Adam hat insofern einzigartige Bedeutung, als er allen Menschen die Sünde und den Tod gebracht hat (1. Kor. 15, 22), Jesus das Leben. Adam ist der „erste Mensch", Jesus als Bringer der neuen Zeit „der letze Mensch". (1. Kor. 15, 45). Man hat aus dem Fehlen des Menschensohnes bei Paulus den Schluß gezogen, daß dieser Ausdruck dem Herrn erst später in den Mund gelegt worden ist. Aber sieht man denn nicht in der Parallele Adam und Christus deutlich und klar, daß Paulus den „Menschensohn" in pointierter Weise durch die Zusammenstellung mit dem ersten Adam erläutert hat? Drews hat (Christusmythe II, S. 109) aus dieser Gegenüberstellung den Schluß gezogen, daß der Apostel in Jesus keine geschichtliche Person hat sehen können, sondern nur einen durch seine vorgefaßte Erlöseridee konstruierten Jesus. „Wer das Dasein des Menschen Christus

für eine durch Paulus bezeugte geschichtliche Tatsache hält, der sollte konsequenter Weise auch Adam für eine geschichtliche Persönlichkeit halten". Dem ist folgendes entgegenzuhalten: wenn auch wir aufgeklärten Leute des 20. Jahrhunderts nach Auffindung der fossilen Überreste des Neanderthalmenschen das Alter des Menschen nach Jahrhunderttausenden bemessen, so kann doch mit Bestimmtheit gesagt werden, daß Paulus an der geschichtlichen Existenz des biblischen Adam keinen Augenblick gezweifelt hat. Hier aber rückt er weder Adam, noch Christus in das Licht der historischen Betrachtung; die Gegenüberstellung ist vielmehr durchaus heilsgeschichtlich zu verstehen: sie erklärt die epochemachende Bedeutung des Adam und des Christus für den Heilsglauben.

Es ist unmöglich, die Selbstbezeugungen Jesu als des Menschensohnes, des Gottessohnes und des durch Leiden, Sterben und Auferstehen verherrlichten Messias rein geschichtlich zu deuten; weder der zeitgeschichtliche, jüdische Hintergrund genügt, noch die religionsgeschichtliche Analogie der vorderasiatischen Völker, insbesondere die altorientalische Erlöserlehre: Jesus hat vielmehr ein einzigartiges Selbstbewußtsein gehabt, dem gegenüber alles menschliche Maß und alle rein historische Beurteilung versagt. Auch die geistreichste psychologische Analyse, wie sie Johannes Ninck in seinem anregenden Buche „Jesus als Charakter" bietet, bleibt vor einem mysterium magnum, einem tiefen, ewigen, unergründlichen Geheimnis seiner Persönlichkeit stehen. „Die Frage lautet so: Ist Jesus uns nur ein Mensch, wie ein anderer, über dessen Irrtümer und Befangenheiten wir erhaben die Achsel zucken, dessen Seelengröße und redliches Streben wir vielleicht anerkennen, oder hat er uns, wie sonst keiner, etwas zu sagen, das uns durch Mark und Bein fährt, das Herz und Gewissen wie mit einem hellen Blitz erleuchtet? Ist er nur eine zufällige Blüte am Baume der Menschheit, die mit andern verwelkt und verwest, oder ist er die notwendige, die höchste Offenbarung Gottes, deren tröstlicher Glanz mit unvergänglicher Kraft in das Erdendunkel hinein-

strahlt? War es leere Einbildung, wenn er sich in einem besonderen Verhältnis zu Gott wußte; war es ein Fehlopfer, wenn er für den im Innersten gefühlten Gottesberuf starb, oder verdient er den Glauben, den seine Jünger für ihn fordern? Kurz: Ist er ein Erlöser, und worauf beruht seine Erlösermacht? Um das allein handelt es sich, alles andre ist Wortstreit und Parteiung". (Ninck, Jesus als Charakter, S. 362).

Der Unglaube seiner Zeit, der sich dem überwältigenden Eindruck seiner Persönlichkeit nicht entziehen konnte, hat den gordischen Knoten durchhauen und hat geurteilt: „Er ist von Sinnen" (Mk. 3, 21). Die Feinde haben gesagt: „Er hat den Beelzebub, und durch den obersten Teufel treibt er die Teufel aus". (Mk. 3, 22). Man erklärte ihn für einen dämonischen Charakter. Es gibt eine große neue Literatur, die diesen Vorwurf erneuert hat, ich nenne Namen wie Rasmussen, Loosten, Baumann. Die für die psychopathische Natur Jesu vorgebrachten Scheingründe hat in den Bibl. Zeit- und Streitfragen Werner gründlich erörtert und widerlegt (die psychische Gesundheit Jesu). Man vergleiche auch Schäfers Buch: Jesus in psychiatrischer Beleuchtung. Beim Lesen der medizinischen Literatur über den Geisteszustand Jesu muß man einen inneren Widerwillen überwinden, man denkt unwillkürlich an Johann Heermanns Passionslied: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen, daß man ein solch scharf Urteil hat gesprochen?

Als ein besonders lehrreiches Beispiel, wie Jesus als eine geistig völlig gesunde und harmonische Persönlichkeit alle Schwächen und Einseitigkeiten der menschlichen Natur, wie sie uns in den vier Temperamenten entgegentreten, blitzartig erleuchtet und mit endgültigen Worten auf ihre Schranke und ihr sittliches Ziel hingewiesen hat, ist Luk. 9, 51—62 heranzuziehen. Jesus sagt zu den Cholerikern Jakobus und Johannes, die Feuer vom Himmel herabwünschen: Nicht verderben, sondern erhalten! Den Sanguiniker, der skrupellos und schnell begeistert sich ihm nähert: „Ich will dir folgen, wo du hingehst" sagt er: Erst wägs, dann wags. „Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege". Den Phlegmatiker ermuntert er durch das Wort: „Folge mir nach."

Die innere Trägheit ist jenem hindernd im Wege. Kommt er jetzt nicht, wird er nie kommen. „Laß die Toten ihre Toten begraben". Und dem Melancholikus, der vor der Nachfolge Jesu noch einmal Abschied feiern und sich in die trüben Gedanken einer verlorenen Vergangenheit einspinnen will, sagt Jesus: nicht rückwärts schauen, nicht in das einbohren, was hinter dir liegt. „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes".

Die liberale Jesusforschung sucht das Selbstzeugnis Jesu auf das menschliche Maß zu beschränken, indem sie behauptet, der Gemeindeglaube, die Dogmatik der Urgemeinde, das fromme Gemeindebewußtsein habe sein Bild auf Goldgrund übermalt, aus Gründen der Devotion, und habe seiner Person den orientalischen Prachtmantel umgehangen. Aber diese Gemeindedogmatik ist eiue rein willkürliche uud fingierte Größe. Es gibt in der ganzen Christenheit der apostolischen Zeit nur zwei Dogmatiker, Paulus und Johannes, und schon die Schriften der apostolischen Väter, von Klemens Romanus an, zeigen die auffallende Unfähigkeit der Epigonen, in die Geheimnisse seiner Person und seines Werkes einzudringen. Will man alle die Worte ausschalten, dem Herrn absprechen, die ihn über alle Menschen erheben und sein einzigartiges Verhältnis zu Gott ins Licht stellen, so übt man eine „Subtraktionsmethode" aus, die folgerichtig bei der Null anlangt, überdies macht man die Schriftsteller, die sein Lebensbild entwerfen, insbesondere die Synoptiker, zu tendenziösen Lobrednern, die sich einer unerhörten Übertreibung schuldig gemacht haben. Sie sind aber nichts weniger als tendenziöse Lobredner gewesen, denn sie haben den Heiland auch in seiner tiefen Erniedrigung uns vor Augen gemalt, wie er in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert hat. Der Züricher Theolog Schmiedel hat diejenigen Stellen, in denen Jesu Niedrigkeit in scharf geschliffener Form von den Synoptikern betont wird, als die „neun Grundsäulen" des geschichtlichen Jesus bezeichnet. Es sind das folgende Stellen: Mark. 10, 17ff.; Mark. 12, 31ff.; Mark. 3, 21; Mark. 13, 32; Mark. 15, 24; Mark. 8, 12; Mark.

6, 5; Mark. 7, 14—21; Matth. 11, 5—7 (geistige Heilung). In gewissem Sinn sind die angeführten Stellen allerdings historisches „Granit und Urgestein“ trotz des Spottes von Drews (Christusmythe II, 212ff.) Denn wenn Markus und Matthäus byzantinische Goldmaler gewesen wären, die einen durch ihre fromme Einbildungskraft vergöttlichten Menschen schaffen wollten, so hätten sie diese Stellen weggelassen oder stark retouchiert. Der erbitterte Feind des Christentums im 2. Jahrhundert, der Heide Celsus, moquiert sich über die Worte der evangelischen Berichte, die Jesus in Knechtsgestalt darstellen. Nicht ohne Stolz antwortet Origenes in seiner Gegenschrift: „Leicht wäre es gewesen, derlei zu fälschen und überhaupt nicht zu berichten. Aber auch die heiße Liebe der Jünger hat widerstanden. Celsus, bewundere vielmehr ihre Wahrhaftigkeit.“

Ich will nicht näher auf die schwierige und vielerörterte Frage eingehen, ob die Worte Jesu etwas absolut Neues und Einzigartiges enthalten. Sicher werden wir in gebildeten Kreisen noch häufig einer unbegrenzten Ehrfurcht gegenüber Aussprüchen des Herrn begegnen, die in keines andern Menschen Sinn gekommen wären. Es ist von Drews der Ausspruch gebraucht worden: „Fällt der Purpur, folgt der Herzog nach.“ Ich wüßte nicht, auf welche Schultern ich den Purpur von so kostbaren Worten, wie sie die Bergpredigt und die Gleichnisse enthalten, legen sollte. Aus den von Hillel überlieferten Worten hat man ein einziges herausgespürt, das eine auffallende Ähnlichkeit mit Luk. 6, 31 hat. Eins der seltenen Worte, das sich in allen vier Evangelien findet, auch bei Johannes, lautet nach Markus (8, 35): „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren, wer aber sein Leben um meinet- und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten.“ So hätte kein Buddha und kein Sokrates reden können.

Aber nicht das Neue und Schöpferische seiner Worte ist es, das ihn über alle Dichter und Denker hinaushebt, sondern immer und überall die Persönlichkeit, das große Ich, das seinen Worten Gewalt verleiht. Auch seine Gegner geben es zu: Er redet wie einer, der Gewalt hat. Es ist nicht der Über-

mensch, es ist der Gottessohn, das Organ Gottes, das aus den Worten wie das Morgenlicht einer zweiten Schöpfung bricht: Ich aber sage euch! Auch seine Stellung zur Schrift erklärt sich aus seiner einzigartigen Persönlichkeit: Er steht ihr gebunden und gehorsam als Sohn des Gesetzes, als Liebhaber der Propheten gegenüber, aber er weiß sich auch ihr gegenüber als Herr und Erfüller. In der Perikope vom vornehmsten Gebot kettet er das Gebot der Gottesliebe und das Gebot der Nächstenliebe zusammen. Lukas hat die Antwort Jesu dem Schriftgelehrten subintellegiert (10, 25—28): aber hier liegt vielleicht eine spätere Umbildung des Wortlautes und Sachverhaltes vor. Denn die Juden kannten beide Gebote, aber nur als Einspänner. Es ist die unvergleichliche und schöpferische Tat seines Geistes, daß er den Menschen den praktischen Weg der Gottesliebe zeigte, auf dem das Gebot für uns erfüllbar wird: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst.

Man hat immer wieder auf die merkwürdigen Paradoxieen seiner Sittenlehre aufmerksam gemacht, besonders in der Bergpredigt, aber diese scheinbaren Paradoxieen, diese unerfüllbaren Forderungen lösen sich in Wohlgefallen auf, wenn wir in sie hinein den reinen, sündlosen, vollkommenen Menschen stellen, der uns in seiner Ethik bewußt die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit zeigen will, die Er und Er allein überwunden hat, und die in uns bei dem aufrichtigen Streben nach sittlichem Aufstieg den Stachel zurückläßt: Herr, gehe von mir hinfort, denn ich bin ein sündiger Mensch, aber auch den Mut gibt, die Bruderhand dessen zu ergreifen, der uns den Weg vorwärts und aufwärts zeigen kann.

Man wird diesen Räsonnements gegenüber einwenden können: das ist Glaube, kein sicheres Wissen. Aber der an dem Eindruck der Person Jesu sich orientierende Glaube ist ein Wissen höherer Art. Der Eindruck, den ich durch das glaubwürdig überlieferte und unerfindbare Lebensbild Jesu gewinne, verschafft mir einen viel höheren Grad ruhiger und stetiger Gewißheit, als sie die schwankende historisch-kritische Wissenschaft mir zu geben vermag. Im Grunde ist Artur Drews nicht gegen den Christus des Glaubens, sondern gegen

den Jesus des Wissens zu Felde gezogen: dieser Jesus des nur durch die empirische Wissenschaft gewonnenen Wissens ist der Tat eine unbestimmte und schwankende Größe. Ich maße mir nicht an, es besser als Jesus und seine Apostel zu wissen, wer er war. Auch das „fünfte Evangelium", das der geistreiche Renan so schwärmerisch preist, der Farbenschmelz der morgenländischen Landschaft und die hinreißende Glut warm empfundener Worte können mich über den unüberbrückbaren Gegensatz nicht hinwegtäuschen, der zwischen dem Jesusbild der sichtenden Forschung und dem Christusbild des an Jesu Person sich entzündenden Glaubens besteht. Jahrzehnte lang war besonders im alttestamentlichen Betrieb das Wort „Heilsgeschichte" verpönt: es wird wieder zu Ehren kommen, sobald wir Theologen uns darüber einigen, daß das Geheimnis der Person und des Werkes Jesu sich nicht lediglich auf historischem und kritischem Wege jener höheren Wirklichkeit abringen läßt, die durch das Wunder der Menschwerdung und der Menschenverklärung d. h. der Auferstehung Jesu für uns eine immanente Größe geworden ist. Zu dem geschichtlichen Maßstab kommt die innere Erfahrung, die durch die Jahrhunderte hindurch bezeugt: Jesus lebt!

Frenssen hat in seinem Roman „Hilligenlei" ein Leben Jesu für das deutsche Volk geschrieben, das sich auf die pure geschichtliche Forschung beruft, aber den Stempel willkürlicher Erfindung an der Stirn trägt. Es ist ein Hymnus auf die heroische Leidenschaft, im Grunde der Grabgesang eines abbrüchigen Lebens. Nach dem Tod Jesu sitzen die Jünger am See. Hier am See flüstern ihnen das Wasser, die Bäume, der Nachtwind zu: er muß wiederkommen. Petrus sieht eines Abends ein Licht: das ist er! Andere saßen am Kohlenfeuer und bildeten sich ein, ihn gesehen zu haben. Andere sahen ihn auf einsamer Landstraße als Schatten. Nach einigen Wochen verwehten die Erscheinungen wie Nebelfetzen. Das Leben Jesu endet also in einem Erlkönigtraum! Das deutsche christliche Volk wird sich von diesem Christusbild abwenden. Es denkt und fühlt so, wie Prinz Schönaich-Carolath, ein unbefangener Zeuge des Echten und Wahren, singt und sagt:

„Wir wollen die Hand erfassen
des Schiffsherrn aus Nazareth,
der, wenn die Sterne erblassen,
nachtwandelnd auf Meeren geht.
Der aus dem brausenden Leben,
darin unser Gut verscholl,
versunkene Tempel heben
und neu sie durchgöttern soll“.

III. Nichtchristliche Nachrichten über Jesus.

Bousset sagt von den weltgeschichtlichen Bezeugungen der ersten zwei Jahrhunderte, daß Jesus existiert hat: man kann sie alle auf ein Blättchen Papier schreiben. Es ist das nicht zu verwundern. Paulus spricht zwar zu dem Juden Agrippa (Ap.-Gesch. 26, 26): „Solches ist nicht im Winkel geschehen“. Aber im Herrschaftsgebiet des römischen Weltreiches war das Christentum des ersten Jahrhunderts eine Winkelsache, mit seinen 100 bis 120 Gemeinden, die in alle Gegenden der Welt verstreut waren, blieb es bis tief in das zweite Jahrhundert hinein in den Augen der heidnischen Welt eine quantité négligeable. Im letzten Drittel des zweiten Jahrhunderts schätzte man die Zahl der Christen im ganzen Reiche auf etwa 200000. Wenn Celsus (bei Origenes VIII, 69) von den Christen sagt, „falls einer von euch sich etwa noch in seinem Versteck herumtreibt“, so mag er mit solcher Behauptung, die das Christentum unter Mark Aurel auf den Aussterbeetat setzt, seinerseits auch übertrieben haben, aber er hätte sich nicht so ausdrücken können, wenn die Christen hier und da eine unübersehbare Menge gebildet hätten. Wir verdanken es dem nüchternen und besonnenen Urteil des Historikers Ad. Harnack in seinem bedeutenden Werke „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten 3 Jahrhunderten“, daß er die Missionslegende von den unge-

heuren extensiven Erfolgen des nachapostolischen Christentums zerstört hat. Ein ehrlicher Zeuge für das spärliche Wachstum der christlichen Gemeinden ist Origenes († 253). Er sagt, daß es noch viele Nationen gibt, zu denen das Christentum nicht gedrungen ist, er stellt fest, daß es noch nirgends eine ganz christliche Stadt gibt. Erst unmittelbar nach dem Tode des Origenes, unter dem Kaiser Gallienus und seinen Nachfolgern, etwa 260 bis 300, hat eine bedeutende Zunahme in arithmetischer Progression stattgefunden. Vor Constantin schon schickte sich das Christentum an, als „Weltkirche die Herrschaft im Gebiete der öffentlichen Religion anzutreten". (A. a. O. [2], II, S. 24).

Es ist hier nicht der Ort, auf die Bedeutung der fast nebensächlichen, gelegentlichen und flüchtigen Nachrichten näher einzugehen, in denen Tacitus, der Geschichtsschreiber der römischen Kaiser, „Christus, den Urheber des Christennamens" erwähnt, der „unter der Regierung des Tiberius von dem Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden ist". Nur sei bemerkt, daß die hartnäckige Leugnung der Echtheit dieser Stelle (Annalen XV, 44) durch Drews ein Musterbeispiel der Voreingenommenheit ist, mit welcher die unbequemen Zeugen für Jesus beseitigt werden. Die Worte in ihrer mürrischen und kalten Prägnanz tragen vollständig das Gepräge des Taciteischen Stils, auch ist der Umstand schwerwiegend, daß sie in keiner Handschrift fehlen. Der „Chrestus", den Sueton in seiner Biographie des Kaisers Claudius erwähnt, kann auch appellativisch als „Messias" gedeutet werden, wenn nicht ein Schreibfehler für „Christus" vorliegt. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus (geboren 35 oder 37/38 n. Chr.) hätte reichlichen Anlaß gehabt, in seiner Geschichte des jüdischen Krieges die Messiaserwartungen seines Volkes ausführlich zu erörtern und die von Jesus ausgehende Bewegung, die von den fanatischen Gegnern in das Politische hineingezerrt wurde, in das Licht der geschichtlichen Betrachtung zu rücken. Aber er war ein Reptil der Römer, und er hütete sich wohl, sein Volk durch eine Darstellung des Prozesses bloszustellen. Die vielerörterte Stelle in den

„Altertümern“ (XVIII, 3, 3) ist in der uns vorliegenden Form sicher unecht und wahrscheinlich ein Einschiebsel späterer Zeiten. In der verkürzten Form, in der sie Josephus möglichen Falles geschrieben haben könnte, also frei von den christlich gefärbten Zusätzen und Einschiebseln, würde sie folgendermaßen lauten: „Um diese Zeit lebte Jesus, ein weiser Mensch. Er tat wunderbare Werke und zog viele Juden und Heiden an sich. Auf Anstiften der vornehmsten Männer unter uns verurteilte ihn Pilatus zum Kreuzestode; gleichwohl wurden diejenigen, die ihn früher geliebt hatten, ihm nicht untreu. Noch bis jetzt hat das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen, nicht aufgehört, zu existieren“.

Noch einmal nennt Josephus den Namen Jesus im Zusammenhang mit dem von Ananias dem Hohenpriester gegen Jakobus, den Bruder, angestellten peinlichen Verfahren: „Den Bruder Jesu, der da Christus genannt wird“ (Altertümer XX, 9, 1): wir möchten diese Stelle deswegen unterstreichen, weil sie das Glaubensbekenntnis der apostolischen Zeit „Jesus ist der Christ“ implicite enthält. In dem „Jüdischen Krieg“ desselben Verfassers findet sich, wie schon gesagt, keine Erwähnung Jesu. Merkwürdiger Weise enthält aber eine slavische Übersetzung dieses Werkes, die A. Berendts in Dorpat ins Deutsche übersetzt und kritisch erläutert hat (Leipzig, Hinrichs, 1906), reichliche Nachrichten über Jesus. Die Ansicht von Berendts, daß die genannten Stücke von Josephus selbst in aramäischer Sprache geschrieben, in der griechischen Bearbeitung des Buches aber weggelassen worden seien, wird sich kaum halten lassen. Ich schließe mich den von R. Seeberg (Von Christus und dem Christentum, S. 53ff.) vorgetragenen Gründen an, daß wahrscheinlich ein aus dem Ende des ersten oder Beginn des zweiten Jahrhunderts stammendes Einschiebsel von jüdischer Hand vorliegt, dem möglicher Weise von einem späteren christlichen Glossator noch nachträglich einige christliche Lichter im Texte aufgesetzt worden sind. Wir lassen die für die höchst merkwürdige Beurteilung Jesu wichtigsten Stellen mit Einklammerung der vermutlich christlichen Zusätze folgen. „Damals trat ein Mensch auf,

[wenn es auch geziemend ist, ihn einen Menschen zu nennen]. Sowohl seine Natur, wie seine Gestalt waren menschlich, [seine Erscheinung aber war mehr als menschlich]. Seine Werke jedoch waren göttlich, und er wirkte Wundertaten, erstaunliche und kräftige. [Deshalb ist es mir nicht möglich, ihn einen Menschen zu nennen. Wiederum aber, auf das allgemeine Wesen sehend, werde ich ihn auch nicht einen Engel nennen können]. Und alles, was er wirkte durch irgend eine unsichtbare Kraft, wirkte er durch Wort und Befehl. Die einen sagten von ihm, daß der erste Gesetzgeber auferstanden sei von den Toten, und viele Heilungen und Künste darweise. Die andern aber meinten, daß er von Gott gesandt sei. Aber er widersetzte sich in vielem dem Gesetz und hielt den Sabbat nicht nach väterlichem Brauch. Doch wiederum verübte er nichts Schändliches, noch Verbrechen, sondern durch Worte bewirkte er alles. Und viele aus dem Volke folgten ihm nach und nahmen seine Lehren auf. Und viele Seelen wurden wankend, meinend, daß sich dadurch befreien würden die jüdischen Stämme aus den römischen Händen. Es war aber für ihn Gewohnheit, vor der Stadt auf dem Ölberge sich aufzuhalten, dort aber auch gewährte er die Heilungen den Leuten. Und es versammelten sich zu ihm von Knechten 150, aber vom Volke eine Menge".

Es folgt nun ein interessanter Bericht über den Versuch, Jesus zum Mahdi auszurufen und zu einem Staatsstreich anzustacheln. Pilatus habe von dem beabsichtigten Aufstand der jüdischen Rebellen rechtzeitig erfahren, habe aber den verhafteten „Wundertäter" wieder frei gelassen, weil er ihn für politisch unverdächtig hielt, und weil jener sein sterbendes Weib geheilt habe. Später jedoch habe er durch ein Bestechungsgeld von 30 Talenten sich bereit finden lassen, Jesus den Juden zur Exekution auszuliefern. Die Jesusbewegung habe aber nicht aufgehört: seine Knechte hätten das Gerücht verbreitet, er sei auferstanden, auch durch wunderbare Zeichen sich als seine rechtmäßigen Nachfolger bewiesen. Nachträglich wird dann von einer Inschrift über dem Kreuz berichtet und von dem Tempelvorhang, der von oben an bis

zum Boden zerrissen sei, als Jesus am Kreuze sterben mußte. „Und man sagte, daß jener, nachdem er getötet war, nach der Bestattung im Grabe nicht gefunden wurde. Die einen nun gaben vor, er sei auferstanden, die andern aber, daß er gestohlen sei von seinen Freunden.“ Es folgt zum Schluß eine ziemlich ungeschickte Expektoration über die Möglichkeit der Auferstehung und zuletzt eine Abweisung des Diebstahlsgerüchtes, das ja nach Matth. 28, 15 „eine gemeine Rede wurde bei den Juden bis auf den heutigen Tag.“ Es heißt zuletzt: „Andere aber sagten, daß es nicht möglich war, ihn zu stehlen, weil man rund um sein Grab Wächter gestellt hatte, 30 Römer, aber 1000 Juden.“ Ausschlaggebend gegen die Autorschaft des Josephus ist der Umstand, daß die beiden Perikopen, zwischen die sich der Jesusabschnitt einschiebt, integrierende Bestandteile des Berichtes über die Maßregeln sind, die Pilatus zur gewaltsamen Dämpfung des Judenaufstandes ergriffen hat. Der Zusammenhang von Bell. jud. III, 9, 3 und 4 wird durch das Jesuseinschiebsel gewaltsam unterbrochen. Immerhin bleibt das Stück, das in seiner zeitgeschichtlichen Einkleidung untrügbare Zeichen hohen Alters trägt, ein hochwichtiges und wertvolles Dokument für die Beurteilung Jesu in ältester Zeit.

Die talmudischen Nachrichten über Jesus sind als historische Zeugnisse deswegen nicht zu verwerten, weil sie zumeist einer späteren Zeit, dem 3. und 4. Jahrhundert, angehören und tendenziös gefärbt sind. Die älteste Bezeugung Jesu wird sein, daß im Jahre 71 in einem jüdischen Erbschaftsprozeß ein Spruch aus Matthäus, in aramäischer Sprache, ausdrücklich als Wort Jesu angeführt wird. Um das Jahr 130 will ein Christ einen von einer Schlange gebissenen jungen Mann, den Neffen eines jüdischen Rabbi, durch Anrufung des Jesusnamens heilen, aber der Rabbi weist ihn ab. Lieber soll sein Neffe sterben, als so geheilt werden (vgl. von Broecker, die Wahrheit über Jesus, S. 23). Ein spätes Machwerk aus dem 11. bis 13. Jahrhundert ist das Sepher Toldoth Jeschu „Buch der Ursprünge Jesu“. Häckel hat sich nicht entblödet, diese jüdische Schmutz- und Schmähschrift als

„Quelle“ für das Leben Jesu zu benutzen. Als er von fachmännischer Seite (Loofs, Antihäckel[2], Bonn 1900) auf seine irrtümliche Behauptung aufmerksam gemacht worden war, daß die jüdische Beschimpfung Christi in die apokryphen Evangelien Eingang gefunden habe, nahm er seine diesbezüglichen Behauptungen durch eine vom 8. Dezember 1899 datierte öffentliche Erklärung zurück, ließ aber die von ihm selbst als unhaltbar fallen gelassenen Behauptungen ruhig in der Ausgabe der „Welträtsel“ von 1900 stehen. Ein Gegenstück zu der bekannten „Verwendung“ der Embryobilder!

Das „Buch der Ursprünge“ ist in früheren Zeiten von Christusleugnern weidlich ausgeschlachtet worden. Voltaire sagt (Lettre sur les Juifs), die Toldoth seien im 1. Jahrhundert vor den Evangelien geschrieben worden. Richtig aber ist, daß die durch die Toldoth verbreitete Verleumdung, Jesus sei das uneheliche Kind eines römischen Soldaten, schon dem Celsus im 2. Jahrhundert bekannt gewesen sein muß. Origenes (gegen Celsus 1, 32) formuliert folgende Anschuldigung des Celsus: „die Mutter Jesu sei von dem Zimmermann Joseph, der sie geheiratet hatte, verstoßen worden, weil sie des Ehebruchs überführt war mit einem gewissen Soldaten Pantheras.“ Dieser Name Pantheras ist vielleicht eine Verstümmelung des griechischen parthenos, Jungfrau.

Bei dem notorischen Haß der Juden, der schon im Zeitalter Trajans nachweislich in systematischer und offizieller Weise mit der Lüge und Verleumdung arbeitete, um die Christenhetze bei den Römern planmäßig zu betreiben, ist es von großer Wichtigkeit, daß die jüdische Feindschaft nie auf den doch naheliegenden Gedanken gekommen ist, die geschichtliche Existenz Jesu in Zweifel zu ziehen. Selbst wenn man annehmen will, daß das weit ausgesponnene Gespräch des Juden Tryphon aus Sichem eine freie Komposition des Justin († 165) ist: unter den Gründen gegen die Wahrheit des Christentums würde die Bezweiflung der Geschichtlichkeit Jesu in einem so ausführlich und geschickt angelegten Netz von jüdischen Argumenten nicht gefehlt haben, wenn diese Bezweiflung nährenden Boden gefunden hätte. Und auch die

erbittertsten Gegner Jesu, Celsus im 2., Porphyrius im 3. Jahrhundert, haben nicht den leisesten Versuch unternommen, Gründe gegen die Geschichtlichkeit Jesu ins Feld zu führen.

Zusammenfassend können wir sagen, daß die spärlichen nichtchristlichen Nachrichten über Jesus im 1. und 2. Jahrhundert den geschichtlichen Beweis erbringen, daß Jesus gelebt hat.

IV. Paulus und die Überlieferung der Evangelien.

Der Apostel Paulus ist spätestens im Jahre 67 gestorben. Viele Briefe sind nachweislich älter, als die vier Evangelien. Die vier großen Briefe, Galater, Römer, und die beiden Korintherbriefe, sind auch von den vorsichtigsten Forschern als echt anerkannt. Er weiß von Jesus nicht erst aus dritter Hand: drei Jahre nach seiner Bekehrung hat er sich mit Petrus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, fünfzehn Tage lang besprochen (Gal. 1, 18). Es ist richtig: die Mitteilungen, die Panlus aus dem Leben Jesu in die Briefe eingeflochten hat, sind auffällig sparsam. Aber Paulus will und kann gar nicht in die Reihe der Zeugen treten, welche wie Johannes sagen konnten: was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch (1. Joh. 1, 3). Der Mann, dessen Seele für Jesus seit seiner Bekehrung wie ein Feuerbrand glühte, wird mit brennendem Eifer die Lebensgeschichte Jesu studiert haben, und wir können uns lebhaft vorstellen, daß Petrus in Jerusalem ihm den Abendmahlsaal, Gethsemane, den Kreuzhügel und das steinerne Erbbegräbnis gezeigt hat, wohin sie ihren toten Meister gelegt haben, Paulus wird bei seinem ausgeprägten Wahrheitstriebe manche Lokalinspektion vorgenommen haben, um alle Stätten und Stufen der Leidensgeschichte und das „Evangelium der vierzig Tage“ sich recht lebhaft vorstellen zu können. Er wird nicht müde geworden sein, die Reisebegleiter Markus und Barnabas über alles zu befragen, was sie von Jesus authentisch erfahren hatten. Es

mag eine eindrucksvolle und plastische Art gewesen sein, wie er den Galatern aus der Leidensgeschichte des Herrn erzählt hat, „welchen Christus Jesus vor die Augen gemalt war, als wäre er unter ihnen gekreuzigt“ (Gal. 3, 1). Aber Paulus hat in den Briefen und Sendschreiben, die seine Gemeinden im Glauben festigen sollen, nicht die Aufgabe, aus der schon vor der schriftlichen Fixierung der Evangelien bestehenden, und in den Gemeinden gang und gäben Überlieferung der Herrenworte und der Taten Jesu einzelnes herauszugreifen, sondern er will sie in dem Glauben stärken und stützen, der ihn zum überzeugten Christen gemacht hat, daß der Gekreuzigte und Auferstandene die Welt errettet hat. „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“. Dieser Christus aber ist nicht der bloße historische Jesus, sondern der Messias, der durch Leiden, Kreuz und Tod zur Herrlichkeit eingegangen ist, der durch die Auferstehung kräftiglich als Sohn Gottes erwiesen worden ist. Sofern aber der Gekreuzigte bis zu seinem Ende in den pragmatischen Zusammenhang des historischen Lebens Jesu hineingehört und auch in der Evangeliumsüberlieferung so im Vordergrund aller Darstellung steht, daß die Ereignisse und Begebenheiten gleichsam auf das Ende hindrängen, und die Passionsgeschichte fast ein Drittel der gesammten evangelischen Überlieferung beträgt, ist es eine unbegründete Behauptung, daß Paulus von dem geschichtlichen Jesus kaum Notiz genommen habe.

Noch kühner aber ist die von Drews verfochtene Hypothese, Paulus habe den Mythos vom sterbenden und auferstandenen Heiland auf einen Jesus übertragen, der vielleicht einmal in irgend einem Winkel von Palästina lebte und starb. Paulus hat den Christuskult in der Muttergemeinde Jerusalems schon vorgefunden. Ein kleiner, aber wichtiger und wertvoller Zeuge hierfür ist das Marana-tha (1. Kor. 16, 22), mit welchem Paulus die griechisch redenden Korinther grüßt. Dieser Gebetsruf „unser Herr komme“, der auch in der „Lehre der zwölf Apostel“ als Abendmahlsgebet verwandt wurde, ist ein ehrwürdiger Zeuge für die uralte Christusverehrung in der Heimat Jesu. Etwas plerophorisch, aber nicht unrichtig

sagt Deißmann (Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung): „Die blendende These, Paulus sei der eigentliche Stifter des Christentums, zerschellt an dem Granit der aramäischen Hieroglyphe Maranatha“.

Für die rein sekundäre Frage, ob Paulus dem Herrn zu Lebzeiten begegnet ist, hat man oft in verkehrter Weise 2. Kor. 5, 16 herangezogen. Dort scheint auf den ersten Blick zu stehen, daß Paulus Jesus persönlich gekannt hat, aber dieses Wissen um Jesus als etwas jetzt für ihn minderwertiges beiseite stellen will. Die Stelle lautet wörtlich: „Wenn wir auch wirklich Christum nach Fleischesart zur Kenntnis genommen haben, so tuen wir es jetzt nicht mehr“. Paulus will hier seine frühere, vor der Bekehrung von Damaskus liegende, und seine jetzige Beurteilung des Messias in scharfe Antithese stellen. Früher hat er diesen Messias fleischlich beurteilt: er war ihm wegen seiner scheinbaren Widergesetzlichkeit ein Ärgernis, ein Dorn im Auge. Jetzt hat er jene pseudomessianische Beurteilung Jesu vollständig aufgegeben, jetzt kommt es ihm nur darauf an, die Bedeutung seines Kreuzes und seiner Auferstehung den Gemeinden an des Herz zu legen und klar zu stellen. Für den Gekreuzigten und Auferstandenen hat Paulus, der systematische Schrifsteller des Glaubens, die Diamanten der Worte und die Perlen der Wunderwerke geopfert. Es liegt etwas Großartiges, etwas Rührendes in dieser Selbstbeschränkung, die sich der Lehrer des Evangeliums selbst auferlegt, um das Kreuz und den Triumph des Kreuzes in hellstem Licht erstrahlen zu lassen.

Daß Paulus eine Sammlung von Herrenworten gekannt hat, darf man aus 1. Kor. 7, 10 folgern: „den Ehelichen aber gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne“. Welches herrliche Jesuswort hat Paulus in dem Abschied von den Ephesern (Apg. 20, 35) uns hinterlassen: „Geben ist seliger, denn Nehmen“. Und wer feine Ohren hat, wird nicht nur in Wortwendungen, wie der vom bergeversetzenden Glauben (1. Kor. 13, 2), sondern überall, wo die tiefsten Fragen des sittlichen und religiösen Lebens berührt werden, einen Mann reden hören, der nicht

nur zu den Füßen des gefeierten Gamaliel, sondern vor allem zu den Füßen Jesu gesessen hat.

Die wichtigsten Quellen für das Leben Jesu sind die Evangelien. Es ist Mode geworden, das vierte Evangelium für das geschichtliche Wissen um Jesus auszuscheiden, aber mit Unrecht. Gewiß ist das Johannesevangelium eine Glaubensschrift par excellence, das uns von Anfang an nicht den Menschen Jesus, sondern den Sohn Gottes vor das geistige Auge stellt. Aber sind die drei synoptischen Evangelien nicht alle drei Glaubensschriften in dem Sinn, daß sie unter dem gläubigen Eindruck der Person und des Werkes Jesu geschrieben sind, und Glauben wecken wollen? Beginnt nicht auch Markus mit den für die Bedeutung Jesu im voraus eingenommenen Worten: Dies ist der Anfang des Evangeliums von Jesu Christo, dem „Sohne Gottes"? Die Evangelisten haben alle vier die ausgesprochene Absicht gehabt, das Bild Jesu ihren Lesern so vor die Seele zu stellen, daß diese glauben sollen, Jesus sei der Christ, und durch den Glauben Leben haben in seinem Namen.

Wollen wir den Evangelisten wegen ihres auf den Glauben angelegten Inhalts die Glaubwürdigkeit absprechen? Wohl, sie hätten auch in trockenem Annalenstil seine Taten und Worte aufzählen und zeitlich ordnen können: aber dann hätten sie uns Steine statt Brot gegeben. Gerade der lebendige Eindruck seiner Persönlichkeit, den sie uns schildern, gibt ihrer Darstellung Leben, Gehalt und bleibenden Wert. Hätten sie in dogmatischer Befangenheit ein Bild von ihm gemalt, wie es das fromme Bewußtsein der christlichen Gemeinde bestellte oder verlangte, so würden wir mühelos im stande sein, die Linienführung und Farbengebung im einzelnen zu verfolgen. Gerade das Unvermögen der Jesusforschung, das Organische in der evangelischen Überlieferung von dem angeblich Krystallisierten und künstlich Gewordenen klärlich zu unterscheiden, zeigt die Ursprünglichkeit und Treue der synoptischen Geschichtsschreibung.

Hätten die Evangelisten die tendenziöse Absicht gehabt, einen Menschen zu vergöttern, so würden sie die zahlreichen Züge seiner Niedrigkeit und Demut weggelassen haben. Sie haben ihn so beschrieben, wie er vor ihrer Seele lebendig stand: einen reinen, sündlosen Menschen, der wesentlich auf Gottes Seite stand. Und sie haben nicht vergessen, ehrlich einzugestehen, daß sämtliche Jünger gar nicht fähig waren, sich in das große Erlösungswerk Jesu einzufühlen und hineinzufinden, bis ihnen durch die Tatsache der Auferstehung der Schlüssel gleichsam in die Hand gedrückt wurde: mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Gerade die völlige, rückhaltlose Ehrlichkeit, mit der die Schwächen, Fehler und Mängel der Getreuen Jesu, ihr Unvermögen, das Messiasgeheimnis zu verstehen, frank und frei geschildert wird, ist eine Probe darauf, daß die Evangelienschriften glaubwürdige Gewährsmänner zu Worte kommen lassen.

Das vierte Evangelium wird als Geschichtsquelle niedrig eingeschätzt, weil es vom ersten Kapitel an das Leben Jesu in transcendente Beleuchtung stellt und ihn auch im anfänglichen Urteil seiner Jünger weit über alles menschliche Maß hinausrückt. Man darf aber darauf hinweisen, daß auch Johannes nicht verfehlt, die Mißverständnisse der Jünger über Person und Werk Jesu nachdrücklich zu betonen.

Der Schauplatz bei Johannes ist vorwiegend Jerusalem, die erwünschte Stätte theologischer und messiologischer Auseinandersetzung mit den „Juden", die Pharisäer treten ganz zurück, die Begebenheiten werden auf drei Jahre verteilt, die Wunder haben allegorische Züge, die Reden sind abstrakt, gehen angeblich über die Köpfe der vorgestellten Zuhörer hinweg und atmen einen anderen Geist, als die Reden des Parabelerzählers, die so frisch und anschaulich ins volle Menschenleben greifen. Gewiß sind das sehr gewichtige Einwände gegen den geschichtlichen Charakter des Johannesevangeliums. Aber wenn man auch zugeben muß, daß das Geschichtliche durch die im vierten Evangelium vorliegende rückläufige Betrachtungsweise des durch die Gemeinschaft mit dem erhöhten Christus gereiften und geläuterten Glaubens in den Hintergrund gestellt

wird, so ist es doch durchaus willkürlich, dem das synoptische Lebensbild ergänzenden, auch korrigierenden Verfasser die geschichtliche Glaubwürdigkeit a priori abzusprechen. Geschichtlich treue Erinnerungen zeigen sich schon in der stellenweise genauen Topographie, die uns wertvolles Detail für den Schauplatz des Lebens Jesu liefert, nicht minder in der bewußten und absichtlichen Richtigstellung des Todestages, die von Johannes vorgenommen wird.

Die Stimmen, daß der Jünger Johannes der Verfasser ist, wie es der in sämtlichen ältesten Handschriften befindliche Anhang des 21. Kapitels voraussetzt, haben sich gegen die frühere Annahme, daß der Presbyter Johannes der Verfasser sei, auffällig gemehrt. Harnack sagt (Chronologie, 677): „Daß in irgendwelcher Weise der Zebedaide Johannes hinter dem vierten Evangelium steht, kann nicht in Abrede gestellt werden“.

Wir wollen nicht das synoptische Problem aufrollen, das immer noch seiner völligen Lösung harrt. Als wissenschaftlich sicher kann behauptet werden, daß sämtliche drei Evangelien im ersten Jahrhundert verfaßt sind, und zwar Markus und Matthäus zwischen 65 und 75, Lukas etwa 10 Jahre später. Das kata in der Überschrift der Evangelien kann nach überliefertem griechischen Sprachgebrauch die Urheberschaft, den Verfasser ausdrücken und einem genitivus originis entsprechen. Daß unser Matthäus eine Übersetzung einer aramäischen Urschrift ist, kann nicht bewiesen werden. Die von Papias (120—140) erwähnte hebräische Schrift des Matthäus ist vermutlich identisch mit dem nichtkanonischen Hebräerevangelium (s. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen S. 18), das nur in Bruchstücken uns erhalten ist. Matthäus und Markus haben eine gemeinsame Vorlage gehabt, die „Herrnworte“, die aber neben den Reden Jesu wahrscheinlich auch Geschichte enthalten hat. Wenigstens behandelt Papias in seiner Auslegung der Herrnworte „die Geschichte“ von einem verleumdeten Weib. Das bei Lukas sich reichlich findende Sondergut zwingt zu der Annahme, daß er noch aus

einer besonderen Quelle schöpfte, die vermutlich in Jerusalem ihren Ursprung hat. Mir scheint es, daß Lukas durch die schlichten Worte „Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen" auf diese Überlieferungsquelle mehrfach hat hinweisen wollen. Allerdings war es eine andre Maria, in deren Haus sich nach einer sehr glaubwürdigen Tradition die ersten Christen in Jerusalem versammelten, Maria, die Mutter des Johannes Markus.

Markus hat vermutlich am frühesten das Leben Jesu beschrieben. Der vorgenannte Papias von Hierapolis sagt in der uns erhaltenen Vorrede zu den fünf Büchern Erklärungen der Herrenworte, wie er über den literarischen Ursprung der Evangelien Nachforschungen angestellt habe. Er erzählt da: „Auch die alten Schüler der Apostel habe ich gefragt, und da hat mir ein Presbyter gesagt, Markus habe sein Evangelium in Rom kurz nach dem Tode des Petrus geschrieben, denn die römischen Christen wollten gerne das, was Petrus gesagt hatte, auch schriftlich haben, und haben seinen Schüler Markus gebeten, ihnen das aufzuschreiben, und sein Bemühen war nur dies, daß er genau die Worte des Petrus wiedergab." Petrus ist im Jahre 64 gestorben, demnach hat Markus sein Evangelium kurz nach 64 geschrieben, und zwar nicht chronologisch, sondern nach sachlichen Geschichtspunkten und auf Grund der Reden des Petrus. Ein interessantes Beispiel für die dem Gedächtnis bequemste Art, zu berichten, ist die Aneinanderreihung von kurzen Sentenzen in dem Abschnitt Mark. 9, 42—50 nach den Stichworten ärgern (V. 42 u. 43), Feuer (V. 47 u. 48), Salz (V. 49 u. 50). Aber auch sachliche Gesichtspunkte beobachtet Markus: So hat er im 2. und 3. Kapitel das zusammengestellt, was die Feindschaft der Pharisäer und Schriftgelehrten entfachte, obwohl es zeitlich nicht zusammengehört. Eine für die Bestimmung der Abfassungszeit grundlegend wichtige Stelle ist Mark. 13, 14 (vgl. Matth. 24, 15). Hier wird auf die Einführung der Götzenbilder in den Tempel verwiesen. Die schriftstellerische Parenthese „wer das lieset, der vernehme es" ist unter dem Hochdruck unmittelbar bevorstehender Ereignisse geschrieben. Hannibal ante portas! —

Die Evangelien sind demnach in einer Zeit geschrieben worden, die den berichteten Ereignissen sehr nahe steht. Der Zweck der Evangelien ist, Glauben an die Person und das Werk Jesu zu wecken. Aber gerade weil sie aus Glauben zum Glauben geschrieben worden sind, ist es ausgeschlossen, daß sie Fälschungen in der Absicht sind, einen bloßen Menschen zu vergöttern, oder ihm das Goldbrokatgewand einer göttlichen Kraft umzuhängen. Sie haben Jesus so gemalt, wie er lebendig vor ihrer Seele stand. „Wir könnens ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben." Gewiß liegt ihnen der Zweck fern, eine Biographie oder eine Chronologie zu schreiben, aber aus dem erbaulichen Charakter ihrer Schriften folgt noch nicht die Unmöglichkeit, die Evangelien als wissenschaftliche Grundlage des Lebens Jesu zu verwenden. Wenn wir nur Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, und nicht die erbaulichen Briefe an seine Braut und Schwester hätten, würde uns ein wesentliches Glied für die Beurteilung seiner Persönlichkeit fehlen.

Die mühevolle Arbeit der Jahrhunderte an den Evangelien, den interessantesten Schriften der Welt, ist nicht vergeblich gewesen. Die Evangelien haben Probleme geschaffen, Knoten geschürzt, aber auch die beste und solideste Grundlage der Leben-Jesu-Forschung allezeit geboten, und sie haben selbst am meisten zur Lösung der Frage: wer war Jesus? beigetragen.

V. Die Form der evangelischen Überlieferung.

Im Jahre 1794 veröffentlichte der Franzose Dupuis sein großes Werk „Origine de tous les cultes ou religion universelle", in dem er die evangelische Geschichte in Astralmythen auflöste. In seinen Bahnen wandelnd erklärte Volney in seinem Werk „Ruinen oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche" das Christentum für das Erzeugnis eines uralten Astralsystems. Einige Jahrzehnte später schrieb Nork sein

von erstaunlicher Gelehrsamkeit erfülltes „Etymologisch-symbolisch-mythologisches Realwörterbuch“ (1843). Das Christentum ist für Nork das Erzeugnis einer altorientalischen Kalenderlehre. Das Buch „Gott-Jesus“ des Polen Niemojewski hat auf Grund der genannten Werke mit Benutzung der neuen Ergebnisse altorientalischer Denkmälerforschung und mit einer selbständigen, verblüffenden, aber auch unerhört willkürlichen und oft wüsten Kombinationsgabe das Sternenmärchen des neuen Testaments weiter ausgesponnen. Jesu Gestalt, Wort und Werk wird in ein Tohumabohu von Mond und Sonne, Wein und Brot, Fisch und Lamm aufgelöst. Es fehlt in dem Buche vollständig die souveräne Beherrschung des behandelten Stoffes, es fehlt die für das neue Testament unerläßliche theologische und religionsgeschichtliche Ausrüstung. Wenn man in dem Werk des atheistischen Polen z. B. liest, daß die Offenbarung des Johannes vermutlich von Chrysostomus ist, oder sich in die Tabelle der angeblichen Widersprüche in den Worten Jesu „vertieft“, so verdichtet sich die Ahnung zur Gewißheit, daß ein Mann über das neue Testament schreibt, der seines Geistes keinen Hauch verspürt hat.

Drews nennt in der „Christusmythe“ für seine Behauptung, daß Jesus und auch Petrus im neuen Testament der Niederschlag der über Vorderasien verbreiteten astralmythischen Erlösererwartung sei, als wissenschaftliche Gewährsmänner den Engländer Robertson, der die Heimat der Erlösungsreligion namentlich in indischen und ägyptischen Mythen findet, und den amerikanischen Mathematikprofessor Benjamin Smith, der in seinem 1906 erschienenen Werke „Der vorchristliche Jesus“ nachweisen will, daß im neuen Testament Spuren eines bereits vor der christlichen Ära nachweisbaren Kultgottes Jesus zu finden seien. Es ist von berufener Seite festgestellt worden, daß auch Drews male informatus ist. Robertson hat das Wesen des Mythos vollständig mißverstanden: ihm ist derselbe eine Mosaik primitiver Naturbeobachtung, mißverstandener Riten und vor allem bildlicher Darstellungen antiker Kunst. Smith fußt auf einem Einfall des im 4. Jahrhundert lebenden Epiphanius, die christliche Sekte

der Nazaräer habe auch „Jesse, den Vater Davids“ verehrt. Dieser Name Jesse wird dreist mit Jesus zusammengeschweißt. Drews hat die Zusammenhänge mit den Mythen anderer Religionen durch etymologische Kunststücke noch vervollständigt: es ist ihm ein leichtes, von Josua über Jesaja zu Jesus den Namen des Erlösergottes und die mit ihm verbundenen Vorstellungen sich forterben zu lassen. Das Agnus Dei wird mit dem indischen Feuergott Agni in Zusammenhang gebracht. Das sind Einfälle, die keine Beachtung verdienen. Nach dieser Methode konnte man auch scherzweise behaupten, Napoleon sei ursprünglich ein Sonnengott. Der griechische Sonnengott ist Apollo. Wenn man von dem Namen Napoleon vorn und hinten ein n wegstreicht, kommt ungefähr Apollo heraus. Napoleon ist aus dem Meere aufgestiegen, aus der Insel Corsica, und auf der entgegengesetzten Seite, auf Helena, untergegangen, gerade so wie die Sonne auf der einen Seite auf- und auf der entgegengesetzten Seite untergeht. Napoleon hat 7 Geschwister gehabt, die Sonne hat 7 Trabanten, Napoleon 12 Marschälle, die Sonne 12 Monate u. s. f.

Der Grundirrtum der Drews'schen Scheinbeweisführung liegt jedoch nicht auf dem Gebiete seiner an Spielerei grenzenden Jagd auf Analogieen, sondern in der Vergewaltigung der Geschichte überhaupt. Wenn ich in Berlin das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. von Reinhold Begas verstehen will, so werde ich den Heldenkaiser hoch zu Roß nicht aus dem umgebenden Milieu der mythischen Ungeheuer herauserklären, sondern ich werde die Gestalt selbst ins Auge fassen, die in ihrem Ineinander von sprühender Energie und leutseliger Milde mir Wilhelm den Großen lebensvoll und plastisch verkörpert, ich werde von der Geschichte zum Verständnis der Ideen fortschreiten, die durch das scheinbare mythische Chaos ringsum angedeutet sind.

Nun ist aber der Beweis zu erbringen, daß alle Geschichtsschreibung des alten Orient von einer Idee beherrscht wird, die in dem kurzen Satz sich zusammenfassen läßt: Weltbild = Himmelsbild. Es ist das Gesetz der Entsprechung von Großem und Kleinem, Himmlischem und Irdischem, Zeit

und Raum, Makrokosmos und Mikrokosmos. Empirisch gewonnen wurde diese Idee durch die Beobachtung des Kreislaufes, besonders der regelmäßigen Bewegungen von Sonne, Mond und den fünf großen Planeten, sowie durch die entsprechenden wechselnden Erscheinungen des tellurischen Geschehens. In dem Kreislauf wird dem antiken Menschen der Sieg des Lebens über den Tod vor Augen geführt: Sonnenuntergang und -aufgang, Schwarzmond und Neumond, Venus als Abend- und Morgenstern, am Fixsternhimmel entsprechend Verschwinden und Auftauchen des Sirius, des Orion, der Plejaden, auf der Erde Samen und Ernte, Sterben und Auferstehen des Samenkorns, Winter und Frühling. Aus dieser Spannung zwischen Tod und Leben, Nacht und Licht, und dem nach ewigen Gesetzen verbürgten Sieg des Lebens hat der alte Orient die Erlösererwartung abgelesen, herausgefühlt, und in den verschiedensten Errettergestalten verkörpert: ägyptisch Osiris, babylonisch Marduk und Tammuz, Kleinasien Attis.

Die Bibel ist ein Gegner des Mythos. In dem 5. Buch Mose, das Jesus gleichsam ins Herz geschlossen hat (in der Versuchungsgeschichte wird es dreimal citiert) heißt es (4, 19): „daß du auch nicht deine Augen aufhebest gen Himmel, und sehest die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab und betest sie an und dienest ihnen, welche der Herr dein Gott, verordnet hat allen Völkern unter dem ganzen Himmel“. Aber ein glänzender Beweis dafür, daß man auch im Zeitalter Jesu die altorientalische Sternenweisheit und den aus ihr fließenden astralen Mythos kannte, ist die Henochapokalypse, ein Produkt aus der Übergangszeit des Judentums zum Christentum und Rabbinismus. Dieses Buch ist voll von Mythen und astronomischen Spekulationen. Die Evangelisten werden vermutlich die astrale Weisheit gekannt haben. Sie sind nicht, wie Ap.-Gesch. 4, 13 vermuten läßt, agrammatoi kai idiotai, ungelehrte Leute und Laien, sondern Wissende: Matthäus, der schreibgewandte Zöllner, Markus, der sprechgewandte Dragoman des Petrus, Lukas der Arzt, Johannes, der Bekannte

des Hohenpriesters Kaiphas. Die Vorstellung von dem naiven, den Erdgeruch Palästinas tragenden Charakter der evangelischen Geschichtsdarstellung, der mir immer recht philiströs und unverständig vorgekommen ist, muß aufgegeben werden. Die Evangelisten zeigen deutlich in der Darstellungsform, daß sie im altorientalischen Sinn Wissende sind. Sie haben darum in einem Stil geschrieben, der das astrale Wissen implicite enthält, ohne daß man den Beweis dafür schuldig wäre, daß ihnen der Zusammenhang mit der altorientalischen Himmelskunde im einzelnen immer bewußt gewesen sein müßte. Die Wahrheit ist also die: sie haben die Gestalt des Welterlösers mit den Requisiten der altorientalischen Erlösungslehre ausgestattet, sie haben Himmel und Erde, Samen und Ernte, Sonne, Mond und Sterne durch die Art ihrer Geschichtsschreibung, durch den Stil ihrer Darstellung zu Zeugen dafür aufgerufen, daß in ihm die Zeit erfüllet ist, daß er Licht, Sieg und Leben den Menschen gebracht hat. Die Erkenntnis dieser Wahrheit wird uns eine neue Betrachtungsweise der Evangelien bringen. Wir werden zahllose Stellen orientalisch richtig verstehen, die wir bisher okzidentalisch falsch verstanden haben. Der Vorkämpfer für das Verständnis der astralen Denkformen in der Bibel, Alfred Jeremias, sagt in dem klärenden Aufsatz „System im Mythos“ (Memnon V, 1), daß der astrale Einschlag in der Geschichtsdarstellung „für jeden, der sehen will, nicht eine Hypothese, sondern eine Tatsache ist“.

Jesus sagt im Gespräch mit Nikodemus (Joh. 3, 12): „Wenn ich euch die irdischen Dinge sagte und ihr nicht glaubt, wie werdet ihr, wenn ich euch die himmlischen Dinge sage, glauben“. Zahn sagt in seinem Kommentar (S. 194), Jesus habe in seiner Lehre den irdischen Schauplatz seiner Botschaft vom Himmelreich: Tempel, Kultus und mit demselben auch Buße, Glaube, Wassertaufe und Neugeburt von der „himmlischen Seite derselben, dem überweltlichen Hintergrund“ unterschieden. Aber einen überweltlichen Hintergrund kennt der Orientale gar nicht, er hat keine platonische Bildung, ihm ist Himmel und Erde eine Einheit. Es ist vielmehr in diesem Wort das Gesetz der Entsprechung,

Himmelsbild = Weltbild angedeutet. Jesus hat vom Passatwind gesprochen, daß der Wind bläst, wo er will (3, 7): das war etwas Irdisches. Das hatte Nikodemus nicht verstanden, wie wird er dann das himmlische Geheimnis vom Menschensohn verstehen können, der gen Himmel fährt und vom Himmel herniedergekommen ist. Johannes nennt Jesus im Prolog (1, 9) das „wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet". Es ist darum selbstverständlich, daß in den Stil der Darstellungen himmlische Dinge, caelestia, die Gesetze von Kosmos und Kreislauf hineingewoben sind. Ich greife nur zwei Beispiele heraus, um im einzelnen zu zeigen, wie die astrale Denkform den Stil der Darstellung beeinflußt. Joh. 2: die Hochzeit zu Kana. Die Alten waren dem richtigen Verständnis dieser Geschichte unendlich näher, als die modernen Ausleger, bis zu dem Naturwissenschaftler, welcher neulich behauptete, das Wunder werde dadurch der Denkmöglichkeit näher gebracht, daß Jesus als Wundertäter dem H_2O, dem Wasserstoff und Sauerstoff der gefüllten Krüge den in der Atmosphäre vorhandenen Kohlenstoff hinzugefügt habe. Schon Ephrem der Syrer sagt: sponsus terrestris invitavit sponsum coelestem, der irdische Bräutigam hat den himmlischen Bräutigam eingeladen. Ähnlich spricht sich Cyrill, Augustin (tract. 4, 7; 8, 2) aus. Am „dritten Tage" ist eine „Hochzeit" zu Kana. Der dritte Tag ist, wie 2. Mos. 19, 1 „am Neumond, am dritten Tage" (auch die neuen Übersetzungen haben falsch: im dritten Monat) der Neumondstag, also der Tag der Begegnung, der Konjunktion von Sonne und Mond. Das erste öffentliche Erscheinen des Messias wird als „Hochzeit" geschildert, ein auch der rabbinischen Ausdrucksweise geläufiges Bild. Jesus ist nach seinem eignen Zeugnis der „Bräutigam" (Mk. 2, 19; Mtth. 9, 15). Die Vereinigung des Messias mit seiner Gemeinde wird in der Parabel (Mtth. 22,2—14; 25, 1—12) als Hochzeit dargestellt. Johannes sagt, daß seine Freude „erfüllt ist", weil er des Bräutigams „Stimme" hört. Der Bräutigam ist die Sonne (Psalm 19, 6), sie geht „wie ein Bräutigam aus ihrer Kammer", sie „tönt" nach alter Weise. In der Apokalypse wird das Messiasgericht darge-

stellt als „Hochzeit des Lammes“. Sein Weib hat sich bereitet, es ist das Weib „mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen“ (Offb. Joh. 19, 7; 12, 1). Der Hochzeitstag ist in der Lehre der Vollmondstag, also vom Beginn des Festes gerechnet der 10. oder 11. Tag. („Meine Stunde ist noch nicht gekommen“.) Jesus ist als Messias der „Weinspender“. Der Wein kündigt das neue Zeitalter an. Noah pflanzt nach der Sintflut als Beginner des neuen Äon den Weinstock (1. Mos. 9, 20). Die Kundschafter Josua und Kaleb bringen aus dem gelobten Lande die Weintraube (4. Mos. 13, 24). Der Messias im Jakobssegen wird „sein Füllen an den Weinstock“ binden: Eselsfüllen und Weinstock sind beides Sinnbilder des Erretters. (1. Mos. 49, 11). Jesus nennt sich in der mystischen Messiasrede den „Weinstock“ (Joh. 15, 1); er will im neuen Reiche mit den Seinen „vom Gewächs des Weinstocks“ trinken (Matth. 26, 29). Es hat tiefen symbolischen Sinn, wenn er in Wein und Brot des heiligen Mahles sich für alle Zeiten mit seiner Gemeinde vereinigt, denn sowohl Wein, wie Brot sind Requisiten des Messias. Mark. 8, 14 wird gesagt, daß die Jünger vergessen hatten, Brot mit sich zu nehmen, und hatten nicht mehr mit sich im Schiff, denn Ein Brot. Dieses eine Brot ist Jesus, eine hochwichtige, meines Wissens bisher nicht beachtete Parallele zu Joh. 6, 48. — Vers 10 ist von den „trunkenen“ Gästen die Rede. Die Trunkenheit ist Motiv des neuen Zeitalters: vgl. 1. Mos. 9, 21; Ruth 3, 7; Hosea 6, 5; Ap.-Gesch. 2, 13. Ebenso im altbab. Schöpfungsepos Enuma eliš III, 133 ff. — Ich könnte die Motivenreihe weiter fortführen, wenn ich die leiseren Anklänge mit aufzählen wollte, die einer weit ausholenden Erläuterung bedürften. Jesus wird „gerufen“ — eklethe von kalein, Ausrufen der Mondsichel, hiervon unser „Kalender“. „Was ist zwischen mir und dir“ ist Ausdrucksweise der sich trennenden Dioskuren, Sonne und Mond (vgl. 1. Mos. 13, 9). Neben den 6 Wasserkrügen verzeichnet die lateinische Evangelienerklärung des Theophilus 7, die Zahl der Mondphasen. Aber wir legen vorläufig auf diese leisen Anklänge kein Gewicht; nur dies soll betont werden, daß das Wunder von

Kana mit den Motiven des Frühlingsneumondes ausgestattet worden ist. Es heißt ja 2, 13: der Juden Ostern war nahe.

Wilhelm Erbt hat in seiner interessanten Schrift „Das Markusevangelium" (Mitteil. der Vorderasiat. Gesellsch. 1911, 1) den Versuch unternommen, alle durch Markus berichteten Ereignisse in den orientalischen Kalender monatsweise von der Wintersonnenwende an hineinzustellen. Die Geschichten entsprechen nach seiner Hypothese den Stationen der Sonnenlaufbahn im Tierkreis. Er hat m. E. viel in die Dinge hineingeheimnist, aber daß der Kalender in der evangelischen Geschichtsdarstellung eine wesentliche Rolle spielt, steht außer Zweifel. Die oft ohne erkennbaren Zusammenhang eingeflochtenen Zeitangaben haben nicht chronologischen, sondern kalendarischen Sinn.

Noch ein zweites Beispiel, wie die tellurischen Erscheinungen das Lebensbild des Erlösers illustrieren. Der Zweiteilung des Jahres, insbesondere dem Hinabsteigen und Emporsteigen der Sonne, entspricht Sterben und Auferstehn in der Natur, Saat und Ernte. Joh. 12, 23f. wird die Verklärung des Menschensohnes durch das Bild vom sterbenden und auferstehenden Weizenkorn erläutert. „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, bringt es viele Frucht". Paulus erklärt die leibliche Auferstehung Jesu durch dasselbe Bild, er nennt die, welchen diese doch aus den griechischen Mysterien bekannte Analogie nicht eingänglich ist, unvernünftig. „Du Narr, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn" (1. Kor. 15, 36). Er setzt also bei seinen griechischen Lesern die Kenntnis der Zusammenhänge voraus. — Luk. 23, 27 wird uns berichtet, daß die Weiber auf der Straße, als Jesus zum Tode geführt wird, ihn beweinen. Sie führen — bewußt oder unbewußt, bleibt sich gleich — die von Ezechiel (8, 14) bezeugte Tammuzklage auf. Und Jesus antwortet in der Sprache der altorientalischen Vorstellungen vom sterbenden Tammuz. Mit seinem Tode beginnt eine Fluchzeit, das Vegetieren und Geborenwerden hört auf. „So man das tut am grünen Holz, was wird am dürren werden". Das grüne Holz, der belaubte

Baum ist Leben, das dürre Holz, der entschleierte Baum ist der Tod. Julius Firmicus sagt in der Beschreibung der Isismysterien: „Was beweint ihr die Früchte der Erde und beweint den wachsenden Samen? Die Mysten sollen lieber ihre Sünden bekennen und angesichts des christlichen Heilands rufen: wir haben gefunden, wir freuen uns. Derselbe Firmicus schildert in der Schrift de errore profanarum religionum die phrygische Festfeier. Der Baum, bei dem die Leiden des Attis, des phrygischen Tammuz, zelebriert wurden, wurde vom Priester in Stücke zerhauen.

Solche Zusammenhänge der Darstellungsform, der Stilisierung mit den Gesetzen des Kosmos und Kreislaufes werden ganz gewiß sich leichter Zustimmung und Anerkennung verschaffen, wenn wir zunächst einmal ohne Anleihen bei Parthern und Medern und Elamitern, ohne Heranziehung von Analogieen die Bibel selbst reden und sich selbst auslegen lassen. Vor allem ist es erwünscht, daß ein Lexikon der Stilformen und Ausdrucksweisen in konkordanzmäßiger Anlage geschaffen wird, das in einer für den vergleichenden Blick bequemen und übersichtlichen Zusammenstellung die Motive aneinanderreiht. Ein solches Motivenlexikon wäre ein neuer Schlüssel für das richtige, orientalische Verständnis der Bibel, und es würde im alten und neuen Testament viel Licht und Klarheit schaffen.

Auf die von mir gegebene stilistische Erläuterung der Hochzeit zu Kana könnte ein übelwollender Kritiker das Wort anwenden: Fällt der Purpur, muß der Herzog nach. Er könnte sagen: der geschichtliche Tatbestand wird dadurch in astralen Nebel aufgelöst. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die Gestalt des Erlösers Jesu ist so groß und herrlich, daß sich vor ihm, wie vor Josef (1. Mos. 37, 9) Sonne, Mond und Sterne neigen müssen. Ich halte die Wirklichkeit des Weinwunders durchaus nicht für ausgeschlossen. Nur behaupte ich, daß es in der Darsellungsform, in dem Stil des „Wissenden“ uns mitgeteilt wird. Es ist eine wissenschaftliche Aufgabe für sich, den geschichtlichen Kern herauszuschälen. Übrigens würde die Herrlichkeit Jesu durch den Nachweis, daß die

Geschichte nur als allegorische Verherrlichung des Erlösers verstanden sein will, nichts oder nichts Wesentliches einbüßen. „Jesus leucht't schöner, Jesus leucht't reiner, als alle Stern' im Himmelssaal". Vgl. Ps. 148, 3: „Lobet ihn, Sonne und Mond, lobet ihn, alle leuchtenden Sterne".

VI. Die Wunder der Evangelien.

Wollen wir die Evangelien als wissenschaftliche Grundlage des Lebens Jesu würdigen, so müssen wir auch wenigstens kurz noch zu der Frage Stellung nehmen, ob die Wundergeschichten, die von Jesus berichtet werden, glaubhaft sind oder nicht.

Der Apostel Paulus sagt zu den Korinthern (2. Kor. 12, 12): „Es sind eines Apostels Zeichen unter euch geschehen mit aller Geduld, mit Zeichen und mit Wundern und mit Krafttaten." Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Daß Jesus Wunder getan hat, haben ihm auch seine Feinde unter dem Kreuz noch bezeugen müssen: andern hat er geholfen. Wir zählen in den Evangelien 29 Wunderberichte, davon 4 Naturwunder. Wenn auch an einzelnen Geschichten, wie der vom Stater im Mund des Fisches, die Legendenbildung Anteil haben mag, so haben wir doch nicht den geringsten Anlaß zu dem Zweifel, daß der, welcher bergeversetzenden Glauben hatte, auch die Vollmacht besaß, die Kräfte einer höheren Welt sich untertänig zu machen. Der Protest gegen die Wunder ist ein Protest gegen die Tiefen der Wirklichkeit. Wenn die Naturdinge denken könnten, so würden sie die Einwirkung der menschlichen Intelligenz als Wunder ansehen. Wenn ein Elefant mit seinem Rüssel einen bewegungslosen Stein fortschleudert, so ist das — ich rede töricht — für den Standpunkt des Steines ein Wunder. Ein Luftballon, der in die Höhe steigt, hebt die Schwerkraft nicht auf, aber der menschliche Geist, der ihn durch Füllen mit einem anorgan-

ischen Stoff, der leichter ist, als die athmosphärische Luft, bewegungsfähig macht. Die neue Psychologie erkennt das Vorhandensein von Kräften im Menschen an, die sich nicht in den kausalen Nexus einreihen lassen: mit welchem Recht will man bestreiten, daß des Menschen Sohn Kräfte hatte, die über alles Begreifen hinausgehen, und zwar Kräfte, die er nicht willkürlich brauchte, sondern vom Vater sich erbat? (Joh. 11, 41; vgl. Matth. 26, 53).

Der landläufige Einwand gegen das Wunder, daß die Naturgesetze nicht durchbrochen werden können, ist hinfällig. Denn Naturgesetze sind summierte Beobachtungen des menschlichen Geistes, die Veränderungen unterworfen sind. Vom Standpunkt der gültigen Naturgesetze ist das Radium und seine Entdeckung gleichbedeutend mit dem Hereinragen eines Wunders in die Körperwelt. Vor reichlich 100 Jahren noch erklärte die Pariser Akademie der Wissenschaften das Herabfallen von kosmischen Partikeln für ein Unding, für ein Märchen, trotzdem daß Meteorsteine auf den Tisch des Hauses gelegt wurden. Gewiß wimmelt es im Zeitalter der Apostel von Wundererzählungen: aber die von Jesus berichteten Wunder sind glaubwürdig durch ihren persönlichen Träger, der selbst das größte aller Wunder ist. Man vergleiche die läppischen Wunderberichte der apokryphischen Evangelien mit der keuschen und reinen Form, in der die Evangelisten von den Kraftwirkungen Jesu erzählen.

Der größte Anstoß der Wunderleugnung ist der Bericht über die Auferstehung Jesu. Daß die Jünger den festen Glauben an die wirkliche Auferstehung Jesu hatten, und daß dieser Glaube der Felsgrund des Christentums ist, steht wissenschaftlich fest. Eine Erklärung des Auferstehungsglaubens ist die Visionshypothese keineswegs, denn man kann die Berichte nicht aus der Welt schaffen, daß der Auferstandene mit den Jüngern geredet hat, wenn man auch zugeben darf, daß Berichte, wie Luk. 24, 39 einer späteren Überlieferungsschicht angehören. Die Möglichkeit einer Massenvision wird durch das bekannte Beispiel des Savonarola, den nach seinem Tode Hunderte von Anhängern gesehen haben wollen, behauptet:

aber bei den Jüngern fehlen alle psychologischen Voraussetzungen zur Annahme einer solchen.

Historisches Gewicht hat der Katalog der Osterzeugen 1. Kor. 15. Hier nennt der Apostel Paulus die Zeugen der Auferstehung, 525, von denen zur Zeit der Abfassung des Briefes noch viele am Leben waren. Paulus bekämpft den Spiritualismus der Griechen, die nur an eine Unsterblichkeit der Seele glauben. Die Auferstehung Jesu ist ihm ein Beweis für die wissenschaftliche Möglichkeit der Verklärung des Leibes. Für orientalisches Denken wäre eine rein geistige Wiederkehr Jesu von den Toten ein Unding gewesen: Geist und Leib gehören zusammen, wie Himmel und Erde. Für den Standpunkt des Apostels Paulus ist die Unsterblichkeitshoffnung rein vergeblich, wenn wir nicht die Überzeugung haben, daß Jesus nach Leib und Geist von den Toten auferstanden ist. Und wir eignen uns diesen Standpunkt im Glauben an: Der lebendige Jesus, der wirklich von den Toten erweckt worden ist, ist und bleibt Kern und Stern unsrer lebendigen Hoffnung.

Der Christusleugner unsrer Tage, Drews, sagt: „Der historische Jesus war das Gerüst, auf dem der europäische Mensch zum Gedanken der Selbsterlösung emporgestiegen ist. Nun wir am Ziele angelangt sind, können wir das Gerüst abbrechen.“ Jesus hat zu den Christusleugnern seiner Zeit das gut beglaubigte, auch in seinem Prozeß auftauchende Wort gesprochen: „Brechet diesen Tempel, und in drei Tagen will ich ihn wieder aufrichten.“ Das stolze Gedankengebäude der immanenten Selbsterlösungsreligion wird einstürzen, weil ihm der solide Grund fehlt. Noch niemand aber, kein Mensch der Erde, hat den Worten und dem Lebenswerke Jesu Abbruch getan. „Sie sind gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben standen.“ Erst standen sie im Heldenbuch, dann kamen sie ins Leichentuch, und keiner ist ist geblieben. Keiner? Einer! Einer funkelt durch die Zeiten und auch durch die Ewigkeiten. Lessing, der kritische Forscher, behält Recht: „Die Kirche kann aller Feindschaft gegenüber sich darauf besinnen, daß sie den weltgeschichtlichen Prozeß um ihre Wahrheit gewonnen hat.“

388478

Jeremias, Dr. J.

Wissen wir etwas Sicheres über Jesus.



